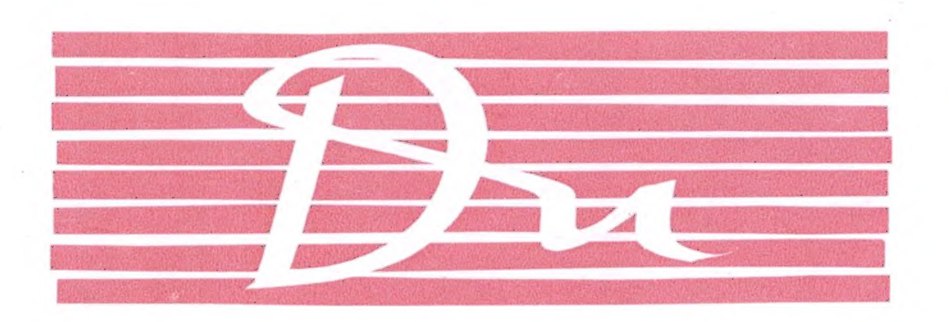



*Schweizerische Monatsschrift* *Nr. 1* *Januar 1948* *Fr. 2.80*


CENT ANS
CLERMONT ET FOUET
PRODUITS DE BEAUTÉ
1847–1947



CLARENCE BLACKBURN : Arbeit auf einer Werft

Du

Schweizerische Monatsschrift Januar 1948 8. Jahrgang

Der Berner Maler und Kunstsammler

**ADOLF VON STÜRLER**

von Prof. Max Huggler. Mit farbigen und schwarz-weißen Abbildungen nach Werken italienischer Trecentisten, J.-D.-A. Ingres' und Adolf von Stürlers

...

**KENYA**

Mit fünf Farbbildern von Roy Adamson
Text von W. R. Corti

...

Heim zum Onkel Fritz. Novelle von Ernst Zahn
Martha Larsson: Vakuum. Eine ergötzliche Geschichte
Adrien Turel: Der Zag, an dem der Mond gerettet wurde
Eine utopische Geschichte
Der Schauspieler M. A. Tschechow erzählt von seinen Begegnungen mit Max Reinhardt u. a.
Prof. H. Hediger: Von den Erfahrungen der Tiere im Zoo mit dem Publikum
Minister Henri Vallotton: Erlebnisse in Afrika

...

## Hier schreibt der Leser

*Brief eines Lehrers*

B...., den 18. November 1947

Ich bin glücklich, Sie davon unterrichten zu können, daß die «Du»-Titelblätter in den Wechselrahmen und daß das «Du» selber meinen Schülern zum wirklichen Bedürfnisse geworden sind. Es war eine Freude zu sehen, wie sich das erfüllte, was ich anfangs von meinem Beginnen erwartet hatte: Sooft die Schulstube neu geschmückt war durch einen Mitschüler, dem ich in seinem würdevollen Amte beistand, kehrte eine neue Freude ein, und die Schüler standen in Gruppen vor den Bildern und diskutierten miteinander darüber. Es schien mir oft, als wären gerade die geistig wenig regsamen, dafür aber gefühlsmäßig intensiver empfindenden Kinder am tiefsten betroffen, auch wenn sie dem keinen oder nur schwerfälligen Ausdruck geben konnten. Ja, es gab kaum eine Woche, da ich ihnen nicht das Wesen mancher Dinge durch ihre bildmäßige Erscheinung näher zu bringen suchte, sie hinwies auf die Wunder der Welt. Und es war wohl eine der härtesten Strafen, wenn den Kindern diese Stunde am Samstag vorenthalten werden mußte. Sie strengten sich an, alles fein und gut zu machen, «suscht hämmer e kei ,Du' die nächscht Wuche!»

Ich will frei gestehen, daß mir nicht die Rechenstunden, sondern die «Du»-Stunden zu meinen schönsten Schulerinnerungen gehören — jene Stunden, wo sich aus der Schar die Hälse emporreckten und die Mäuler offenstanden.

K. E.

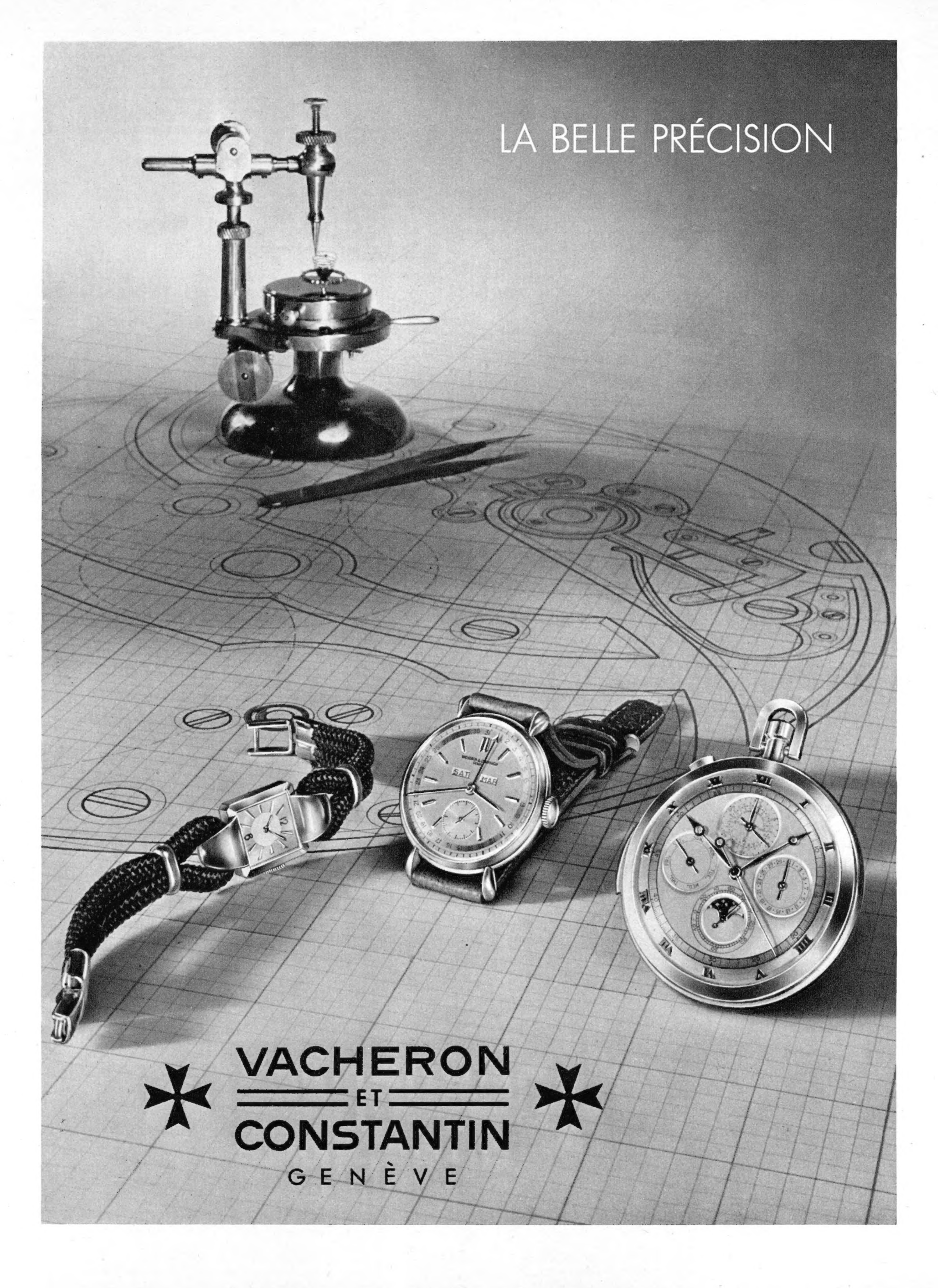


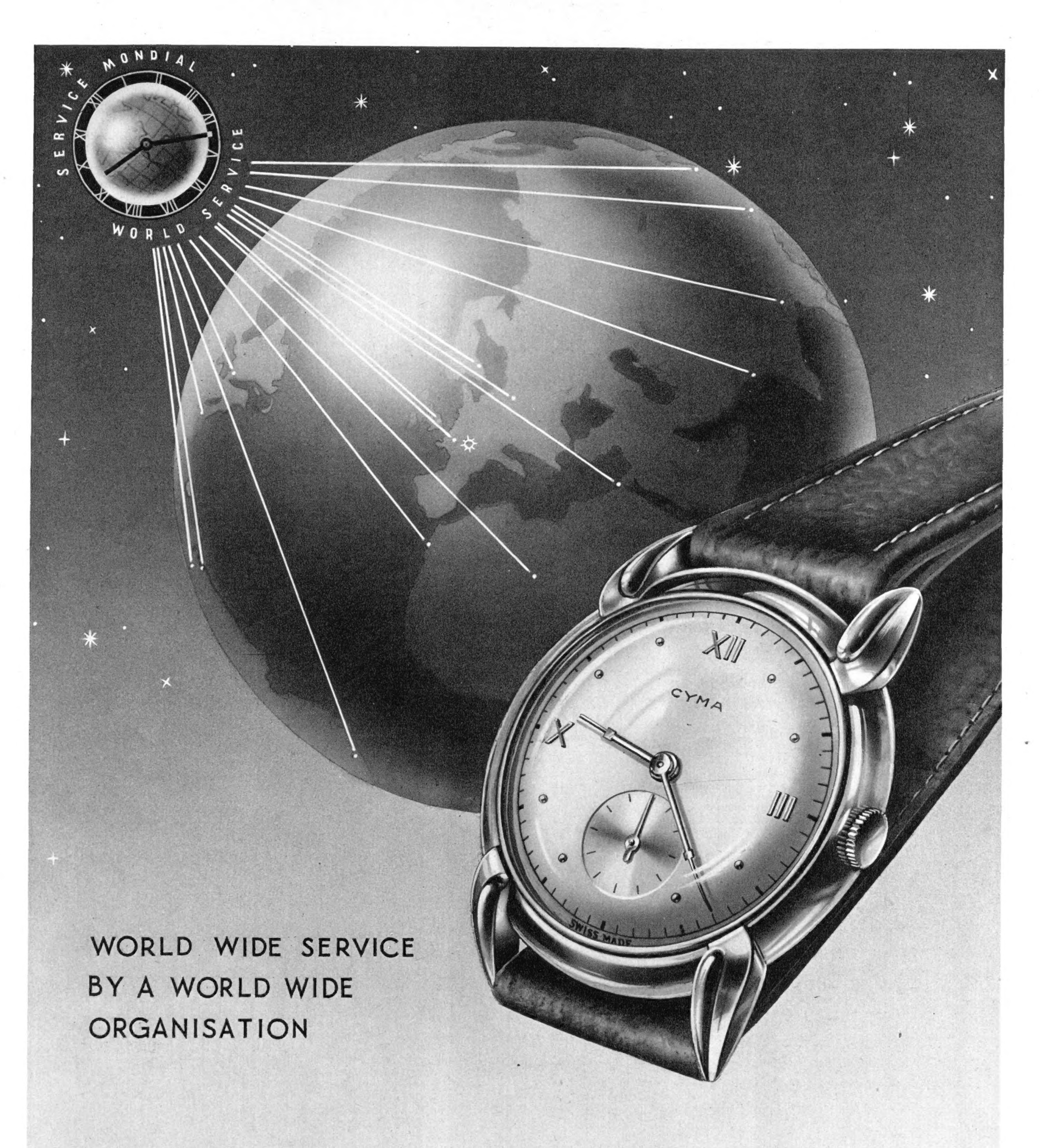
· Du ·

Redaktion: Arnold Kübler, Chefredaktor; Walter Robert Corti; Dr. Albert Bettex
Graphische Gestaltung: Emil Schulthess.

Druck und Verlag: Conzett & Huber, Morgartenstr. 29, Zürich 4. Tel. 251790
Verantwortlich für den Inseratenteil: W. Sinniger, Zürich, Morgartenstr. 29
Insertionstarif auf Verlangen
Abonnement jährlich Fr. 26.50, Einzelheft Fr. 2.80.
Preis pro Heft in England £ –/4/6; Holland Hfl. 2.50; Luxemburg fr. lux. 35.–; Oesterreich ö. Sch. 9.20; Tschechoslowakei Kč. 50.–; Argentinien $ m/n 3.80

VERLAG CONZETT & HUBER ZÜRICH
Morgartenstraße 29 Telephon 251790 Postcheck-Konto VIII 3790


LA BELLE PRÉCISION
VACHERON
ET
CONSTANTIN
GENÈVE




# CYMA

TIMES THE WORLD


Cordon Rouge
G.H.MUMM & Co
CORDON ROUGE
G.H.MUMM & Co.
REIMS
FRANCE
CORDON ROUGE
CHAMPAGNE BRUT
Dessin de E. VIRTEL





BETWEEN TWO WORLDS LIFE HOVERS LIKE A STAR,
'TWIXT NIGHT AND MORN, UPON THE HORIZON'S VERGE:
HOW LITTLE DO WE KNOW THAT WHICH WE ARE!
HOW LESS WHAT WE MAY BE! THE ETERNAL SURGE
OF TIME AND TIDE ROLLS ON, AND BEARS AFAR
OUR BUBBLES; AS THE OLD BURST, NEW EMERGE,
LASH'D FROM THE FOAM OF AGES; WHILE THE GRAVES
OF EMPIRES HEAVE BUT LIKE SOME PASSING WAVES.

*Zwischen zwei Welten, Tag und Nacht, schwebt blind*
*Das Dasein gleich dem Stern am Himmelssaum:*
*Wie wissen wir so wenig, was wir sind*
*Und werden! Ewig rollt der Weltflut Schaum,*
*Und unsrer Gischtesblasen Glanz zerrinnt,*
*Und neue tauchen aus dem düstern Raum,*
*Indess die Gräber von verstorbnen Reichen*
*Dem Schwellen kaum der flücht'gen Woge gleichen.*

*Lord Byron: Don Juan, 15. Gesang, 99. Strophe*
*Uebersetzung von O. Gildemeister*

Das Meer brandet gegen die Insel England. An der Küste von Cornwall. Photo F. J. MORTIMER

Zu unserem Januarheft

Es war wieder genau so wie auf den Ueberfahrten vor dem Krieg. Der Wind wehte Schaumspritzer schräg über Deck; ringsum graugrüne, bewegte Wassermassen, und dahinter, unendlich weit: der schmale, wie vom Widerschein ferner Küsten leuchtende Saum zwischen Himmel und Meer, Lockung des Grenzenlosen. Und wieder sammelte sich, als es Zeit wurde, vorn am Bug die heimliche Bruderschaft derer, die den festlichen Augenblick erwarteten, da die britische Insel sich zum erstenmal weit draußen in den Fluten als ein zarter, weithingestreckter blaugrauer Streifen den Blicken zeigen würde.

Was für eine Anfahrt zu einem Land — von allen Seiten her übers Meer! Schon wenn man von der europäischen Küste nach Westen schaut, fängt es an, aus dem Unsichtbaren herüberzuwirken. Man befindet sich am Rand eines magischen Raumes, man steht im Ausstrahlungsfeld einer Macht, im Bannkreis dieser Insel, Heimat eines ureigenen Menschenschlages, durch Jahrhunderte köstlicher Hort humaner Werte, und als Kern eines Weltreiches immer noch auf Erden die erste aller Hohen Schulen politischer Erfahrung.

Wieder ist unter schweren Krisen eine Epoche der historischen Bewährung angebrochen für das von Kriegsnot noch stark hergenommene Inselvolk. An äußerer Macht ist es nicht mehr das erste, aber an den gewaltigen Aufgaben, für die es unter unser aller Augen eine vor einem unversklavten Gewissen gültige Lösung sucht, läßt sich aufschlußreich wie nirgends sonst erkennen, welche Dinge heute auf dem Spiele stehen, politische Dinge vor allem, die aber den Einzelnen zu grundsätzlichen Entscheidungen aufrufen und so weitreichend sind, daß sie sich bis in das Leben ferner tropischer Eilande auswirken. Den Engländern wie den Europäern ist heute das dreifache Erbgut der konservativen, der liberalen und der sozialistischen Idee in die Hand gegeben, daß sie es weise verwalten, um den Menschen vor Not und Unfreiheit zu bewahren. Die Dämonie des absoluten Staates und der absoluten Macht ist ihnen warnend vor Augen gerückt. Uns scheint, England sei die einzige unter den Großmächten, wo man bis tief in die Linke und in die Rechte hinein weiß: es ist hinfort keine Politik mehr zu verantworten, in der nicht entscheidende Elemente aus allen drei Erbmassen sich vereinen, ob nun die Dominante eine konservative, eine liberale oder eine sozialistische sei. Damit bekennt es sich zu einer der größten historischen Verpflichtungen, die es in unserer Zeit gibt.

Eine solche Denkart wird aus dem noch keineswegs erschöpften Boden eines Volkscharakters genährt, aus dem kunterbunt eine ganze Reihe anderer guter Dinge sprießen — Humor und Weltfreude, das Hinhorchenkönnen und der Hang zum Spielerischen. «Jetzt sind *wir* die Meister», donnerte kürzlich ein Parteiheld im Parlament zu Westminster. Wer wissen möchte, was ein unenglischer Engländer sei, möge den Satz unter die Lupe nehmen. Den wahren englischen Genius hören wir aus jener Inschrift über einer Türe der Londoner Guild Hall: «Audi et alteram partem» — Höre auch auf die andern. Lebenskunst in diesem Geiste stellt das Leben unter das bewegliche Regiment des sense of proportion. Das ist jener Sinn für Ausgeglichenheit, der gleichermaßen aus dem Instinkt wie aus der Ueberlegung stammt. Das ist der innere Haushalt jenseits der Extreme, der sowohl dem Theorien bauenden Intellekt als auch der ungehemmten Gefühlshaftigkeit mißtraut. Das ist jene verhaltene, nuancierte Menschlichkeit des kühlen Kopfes und des dennoch warmen Herzens, die wir an den Engländern lieben. In einem ganz hohen Maße ermöglicht sie Gemeinschaft — auch internationale.

«Come to England!» heißt es auf englischen Werbeprospekten. Wir haben nach dem Spruch gehandelt in einem Augenblick, als den so reisefreudigen Engländern durch ihre Regierung das Reisegeld gesperrt wurde. Und da sie nun vorübergehend nicht dem sonst so verlockenden Spruch «Come to Switzerland» folgen können, bringen wir sie in Bild und Wort ins Land — sie, Formen ihres Lebens, ihre Selbstdeutung, Zeugnisse ihres künstlerischen und literarischen Schaffens, des Suchens mancher ihrer Dichter nach tieferen Begründungen des Daseins, ihre Insel, die da, geheimnisvoll umwittert, uralt und immer noch voller Zukunft, aus den Fluten des Ozeans vor uns aufsteigt. Es ist keine Fremde; es ist heimatliches Land, Freundesland. In das Zeichen der schweizerisch-englischen Freundschaft stellen wir unser Heft.

Albert Bettex



Das Herz des britischen Weltreiches: das Parlamentsgebäude in London. Photo EMIL SCHULTHESS


NUFIX



# Die Engländer und das Meer

VON G. P. GRIGGS

Wir Engländer strömen der See in Scharen zu. Zu den frühesten und glücklichsten Erinnerungen vieler von uns gehört das Erlebnis der See. Man muß den, der sie nicht schon als Kind gesehen, zu den Benachteiligten des Lebens zählen.

Es sind glückliche Kinder, die im Sande Burgen bauen, rudern, herumplantschen und in der brechenden Brandung schwimmen lernen dürfen; glückliche Kinder, die, zwischen den Felsblöcken herumkletternd, nach den Rückbleibseln der Ebbe suchen und zusehen, wie sich die steigenden und sinkenden Wasser beim Anprall der Wogen in weißen Gischt verwandeln, der, sich durch Ritzen in Höhlen ergießend, von dort wie weit entfernter Kanonendonner dumpf dröhnend zurückhallt. — Auch große Leute sind gegen diese Reize nicht gefeit. —

Die unendliche Weite vor unserem Blick und die salzige Luft in den Lungen geben uns einen Vorgeschmack von Freiheit, ein Gefühl des Entrinnenkönnens. Jenseits eines Hügels liegt ein Tal, dann kommt wieder ein Hügel; um eine Straßenecke herum ist eine andere Straße, ein Feld geht in ein zweites über; jenseits des Horizontes der See aber ist nichts — nichts als die weite Welt! Dieser Horizont ist das Symbol unerschöpflichen Versprechens und Hoffens. Er ist unerreichbar wie das Morgen und kann, ebensowenig wie dieses, als Betrüger entlarvt werden. Er macht es auch nicht wie ein Landhorizont, der mit großartigen Szenerien und deren Schönheit prunkt, um die bewundernden Zuschauer heranzulocken, der es versucht, um die Wette mit anderen herrlichen Punkten, des Menschen Aufmerksamkeit und Beifall zu gewinnen. Er bleibt fern, kalt und unergründlich, gleichgültig gegenüber dem menschlichen Dasein. Er sucht weder Vergleiche noch Schmeicheleien. Er ist nichts als eine See und Himmel trennende Linie. Und doch kann er in einem Engländer eine stärkere Neugierde wachrufen als irgendein Berggipfel. Er vermag es, diesen aus dem abgelegensten Dorfe seiner Insel herbeizulocken; hoch oben auf einer Klippe stehend, starrt er auf die See hinaus, in ihren Anblick versunken. Das Verlangen, seine Neugierde zu befriedigen, führt ihn auf einem Schiff, und sei es das kleinste, der offenen See entgegen.

Wir Engländer lieben noch andere Dinge — unser Heim, unsere Felder und Aecker —, es folgen auch nicht alle dem Rufe der See. Ein Teil zieht es vor, die Schuhe trocken zu behalten und seine maritimen Kenntnisse aus zweiter Hand zu beziehen. Aber in jedem von uns lebt eine Zuneigung für die See, das Bewußtsein, daß unser Dasein von ihr abhängt, ein Gefühl des Stolzes auf die großen Taten, die mit ihrem Namen verbunden sind. Englands Leben ist die See. Ihre Verbindungsstraßen sind unsere Handelswege. Sie ist das Bollwerk der Verteidigung, die Quelle des Reichtums, die Pforte zu Abenteuern. Man kann sie keineswegs vernachlässigen oder ganz aus dem Bewußtsein verbannen. «Denn wo Euer Schatz ist, da ist auch Euer Herz.» (Matth., Kap. 6, 21.)

Und doch finde ich es schwer, eine befriedigende Erklärung zu geben, warum jemand seinen Beruf oder Unterhalt zur See suchen sollte. Eine Fahrt auf ruhigem Wasser, an einem Nachmittag, die Schönheit der englischen Küste, ihre herrlich geschwungenen Buchten, unzugänglichen Klippen und Felsen, ihre stillen felsigen Baien, deren steile Ufer bis an den Rand des Wassers hinab mit grünen Wäldern bewachsen sind, die, sich in den klaren Fluten spiegelnd, ein doppeltes Dasein im schweigenden Widerschein führen — daß man darüber in Entzücken gerät, kann ich wohl verstehen! Aber — man denke an die rasenden Winterstürme mit Regen und eisigen Schneeschauern, an die naßkalten Nebel, die Qual der Seekrankheit. Man bedenke die stetige Gefahr für Leib und Leben, die endlose Plage bei Tag und Nacht, die engen Bunker auf den kleineren Schiffen. Fragte man mich, wie Männer gefunden werden, um diese Schiffe zu bemannen — ich könnte es nicht erklären. Hatten die alten Bewohner dieser Inseln den Ozean zu ihrem Gott erkoren und ist eine Spur dieses heidnischen Götzendienstes auf uns gekommen? Gibt es einen Zauber, eine mystische Kraft, stärker als alle Not, aller Schrecken und alles Elend?

Ich kann nur für meine Person sprechen. Als Junge ging ich zur See und würde es noch heute tun, wenn es nach meinem Willen ginge. Man zeige mir ein Fahrzeug, das über Wasser bleibt und segelt, und der Eifer erfaßt mich, in See zu stechen. Ein herrliches Gefühl der Freiheit überkommt mich, sobald ich am Ruder sitze und der Wind die Segel schwellt. Es ist eine Lust, neue Orte aufzusuchen, verborgene Zugänge und die verschlungenen Wasserwege zu erforschen, die zur Zeit von Ebbe und Flut zwischen den weiten, schlammigen Untiefen auftauchen und wieder verschwinden. Ich liebe es, Vorgebirge zu umfahren und zu sehen, was dahinter liegt; eine Seereise zu machen und mein Ziel durch eigene Geschicklichkeit zu erreichen, irgendeine beliebige Richtung einzuschlagen; denn die See gehört allen. Da gibt es keinen Privatbesitz, keine verbotenen Pfade, keine Sorge, etwa fremdes Eigentum unbefugt zu betreten. Und doch ist auch das keine genügende Erklärung. Denn ich weiß es, daß ich mich, wenn der Wind aufspringt und die Wogen heranrollen, in all dem Unbehagen naß und elend fühlen werde, vielleicht seekrank und von Angst ergriffen, mich aufs sichere Land wünschend. Trotz allem würde ich es doch wieder tun. Es liegt auch mehr darin als nur Abenteuerlust; ebensowenig ist es Waghalsigkeit; denn ich scheue die Gefahr und versuche, ihr auszuweichen.

Wieso habe ich, nur weil ich mich auf hoher See befinde, das Gefühl des Entronnenseins? Was gibt mir die Freude, die Zufriedenheit, das Gefühl der Freiheit und Genüge? «Jetzt bin ich glücklich! Was kümmert mich die übrige Welt? Hier kann sie mir nichts anhaben!» Welche Macht besitzt das salzige Element, daß ich so sprechen kann? Vielleicht bedeutet das Betreten der Schiffsplanken die Rückkehr zu einer primitiveren Daseinsform, frei von den Verwicklungen der zivilisierten Menschheit. Alle, die der See trotzen, sind miteinander verbunden durch den gemeinsamen Kampf um das Leben gegen die Kräfte der Natur. Auf dem Lande ist es oft genug nur ein Kampf von Mann gegen Mann. Ein Gefühl des Enttäuschtseins und der Nichtigkeit, der Verzweiflung und Ermüdung überkommt mich; denn wir kämpfen zu sehr einer gegen den andern. In unserem Bemühen, den Gipfel zu erreichen, treten wir andere nieder; was ich gewinne, bedeutet des



Nachwuchs aus dem Londoner East End im «Ring» und drum herum. Photo Bill Brandt, London

Nächsten Verlust, was andere erreichen, geht auf meine Kosten. Ist dies die Erklärung? Bedeutet das Leben zur See für den Seefahrer eine Befreiung von der Feindseligkeit der Menschen, von den auf dem festen Lande sich stetig neu erzeugenden menschlichen Konflikten? Trotzt er all dem Ungemach und den körperlichen Gefahren, um den Frieden seines Gemütes zu finden?

Eines ist gewiß. Unzählige Generationen von Engländern haben Leben und Sterben zur See erwählt, alle Zufälligkeiten und Leiden dieses Daseins auf sich nehmend. Sie verzichten auf die Reichtümer, die sie für den Genuß anderer auf ihren Schiffen herbeiführen. Sie verschmähen die Sicherheit der «terra firma» und lassen die Behaglichkeit ihres Heims und ihrer Familie hinter sich; denn die See hat sie gerufen, und sie sind diesem Rufe gefolgt. Es gibt wohl keinen Winkel des Königreichs, in dem nicht ein Seefahrer zu finden wäre. In die Städte, Märkte, Dörfer kehren sie zurück, um mit ihren Erzählungen in den Herzen ihrer Söhne, der Söhne ihrer Nachbarn, ja selbst ihrer Töchter, die Sehnsucht nach den Weiten der See wachzurufen. Sie nehmen jedes jugendliche Gemüt gefangen mit ihren Berichten aus fernen Ländern, von tapferen Taten und merkwürdigen Erlebnissen. Der Zauber, den der Ozean auf die Menschen ausübt, findet seinen Weg in jedes Heim. Die Sprache des Seemannes, seine kraftvoll gefärbten Ausdrücke sind in den allgemeinen Wortschatz der englischen Sprache übergegangen. Die großen Admirale und Kapitäne, der gewöhnliche Matrose und Seesoldat, sie gelten als Helden, und ihre Taten haben die Geschichte des englischen Volkes mitgestaltet. Die Dichter ehren sie. In der Literatur der Insel erglänzen ihre Namen gleich Gestirnen in strahlendem Licht. Sicherheit und Handel, Nahrung und Wohlstand sind von ihren Erfolgen abhängig. Der Ruhm Englands ist ihr Werk. Und selbst diejenigen, die niemals das feste Land verlassen, bleiben beim Anblick eines Schiffes stehen und denken mit Achtung an die Männer, die auf ihm fahren.

Die See hat eine große Macht über den Geist des ganzen Volkes. Ihr steht eine geheime Pforte zu seinem Herzen offen; ihr Einfluß reicht tief in die Vergangenheit zurück, und ihr salziger Atem durchdringt kräftig den Strom des englischen Lebens.

---

## THE BRITISH

We are a people living in shells and moving
Crablike; reticent, awkward, deeply suspicious;
Watching the world from a corner of half-closed eyelids,
Afraid lest someone show that he hates or loves us,
Afraid lest someone weep in the railway train.

We are coiled and clenched like a fœtus clad in armour.
We hold our hearts for fear they fly like eagles.
We grasp our tongues for fear they cry like trumpets.
We listen to our own footsteps. We look both ways
Before we cross the silent empty road.

We are a people easily made uneasy,
Especially wary of praise, of passion, of scarlet
Cloaks, of gesturing hands, of the smiling stranger
In the alien hat who talks to all or the other
In the unfamiliar coat who talks to none.

We are afraid of too-cold thought or too-hot
Blood, of the opening of long-shut shafts or cupboards,
Of light in caves, of X-rays, probes, unclothing,
Of emotion, intolerable revelation
Of lust in the light, of love in the palm of the hand.

We are afraid of, one day on a sunny morning,
Meeting ourselves or another without the usual
Outer sheath, the comfortable conversation,
And saying all, all, all we did not mean to,
All, all, all we did not know we meant.

A. S. J. TESSIMOND. Aus «New Writing», London, Nr. 24, 1946

# Wir glauben an die Zukunft

VON DEN ZIELEN ENGLANDS UNTER DER LABOURREGIERUNG. R. H. BEALES, LONDON

Man hat uns in letzter Zeit viel vom unaufhaltbaren Niedergang Europas und vom Abstieg Englands erzählt, und etwas allzu oft geruht man uns als eine minderwertige Größe hinzustellen. Wir Engländer haben nicht das geringste Bedürfnis, uns solchen Ueberzeugungen anzuschließen. Im schwärzesten Augenblick unserer neueren Geschichte, als unsere Nachhut den Rückzug aus Dünkirchen deckte, exerzierte die Garde noch, als sie bereits bis an die Hüften im Meerwasser stand, und es gab Leute, die auch im Bombenhagel unentwegt «Roll out the barrel» sangen. Damals wie heute denke ich, daß der Geist Westeuropas nicht zu zerstören ist. Wir Engländer sind ein sachliches, undogmatisches Volk. Wir wissen, daß die bequemen Zeiten für uns vorbei sind. Wir haben eine Krise auf dem Hals. Die Dollarknappheit ist zu einem Weltproblem geworden, und wir befinden uns im Kerngebiet eines wirtschaftlichen Orkans. Er wird uns hin und her werfen. Es gibt Klagen, und es wird Klagen und Schlimmeres geben. Aber den Glauben an unsere Zukunft werden wir nicht verlieren.

Die allgemeinen Wahlen von 1945 haben weitherum überrascht. Vielen scheint es heute noch unbegreiflich, daß ein so großartiger und lebhafter Kriegsführer wie Churchill einer so wenig aufregenden Gestalt wie Attlee hatte weichen müssen. Die Ursache liegt tief in den Untergründen der englischen Seele (wenn ich einen so heiklen Begriff anwenden darf). Nachkriegsprobleme wollen in einer andern Sprache und mit andern staatsmännischen Eigenschaften behandelt sein als Kriegsprobleme. Das englische Volk wünschte sich einfach einen guten Verwaltungsrat mit einem guten Präsidenten. Außerdem waren Leute nötig, die vor Neuem nicht zurückschreckten. Die wagnislose Beschwichtigungspolitik des Appeasement erscheint in der Rückschau so unwirksam wie unenglisch. Die Entscheidung von 1945 war wohlüberlegt, und der Labourpartei fehlte es nicht an praktischer Erfahrung in London und in der Gemeindeverwaltung. Ich betone — denn es wird leicht übersehen —, daß es sich um eine Labourregierung ohne marxistisches Dogma handelt, so wie der Marxismus auch in der englischen Arbeiterbewegung als ganzer nur ganz spärlich vorhanden ist. In England existiert der politische Marximus kaum; der Premier Attlee und seine Mitarbeiter sind genau so pragmatisch und wenig an Ideologien gebunden wie der liberale Gladstone.

Und was unternimmt nun diese Labourregierung? Einige politische Rohrleitungen sind leck geworden — die Regierung lötet sie zurecht. Allerlei totes Holz hemmt das gesunde Wachstum des Baumes — die Regierung greift zum Baummesser. Neue Formen wirtschaftlicher Organisation sind nötig, damit wir uns selbst, unsere Lebensart und unsere Produktion auf der Höhe der Möglichkeiten der neuen technischen Methoden unserer rasch sich wandelnden Gegenwart halten; sie sollen auch ermöglichen, die Sphäre der staatlichen Unternehmungen zu vergrößern und mehr Gut als bisher der Oeffentlichkeit zu unterstellen. Das ist nicht «Sozialismus großgeschrieben», es ist kaum Sozialismus mit einem kleinen S. Es ist einfach eine vernünftige Art des Wiederaufbaus, ein Versuch, sich den veränderten Umständen anzupassen. Es ist «social engineering», wie die Amerikaner es nennen. Die Erfahrung zeigt, daß es ratsam ist, mit den Eisenbahnen und dem Transportwesen, mit der Elektrizität und ihrer Verteilung dasselbe vorzunehmen, was die Schweiz und viele andere Länder großenteils schon seit langem tun. Wir kämpfen in England weniger um Ziele (über die herrscht vielfach Uebereinstimmung) als um die einzuschlagenden Wege — darüber scheiden sich die Geister. Selten wurde vor neuen Gesetzgebungsakten jeweilen so lange beraten wie heute.

Wir stehen mitten in sehr schwerwiegenden Fragen, vor allem in solchen der Wirtschaft und der Verwaltung. Die Reform des Staatsdienstes zum Beispiel ist überfällig. Der Beschluß, das schulpflichtige Alter trotz des Mangels an Arbeitskräften heraufzusetzen, zeigt die Willensrichtung unseres Volkes. Wir müssen die nationale Leistungsfähigkeit um jeden Preis erhöhen. Aber nur im äußersten Notfall ist die jetzige Regierung bereit, die Fünftagewoche der Bergarbeiter vorübergehend aufzuheben — nicht etwa preiszugeben. Eine neue Epoche in der Geschichte der englischen Kohlenindustrie hat angefangen. Wir wissen, daß es alles andere als leicht sein wird, dieser Industrie einen neuen Auftrieb zu geben. Ihre Vergangenheit und ihr angestammtes Wesen, ihre kleinen Einheiten und ihre technische Rückständigkeit: all das ist nicht geeignet, einen billigen Optimismus zu fördern. Es lauert ferner die Gefahr des unfruchtbaren Bürokratismus und der zu weit getriebenen Zentralisierung. Aber die Kohlenindustrie selbst vermochte nicht mehr aus eigenen Kräften die zu einem gründlichen Neuaufbau nötigen Mittel auf dem freien Markt aufzutreiben — was konnte ein pragmatisches Volk anderes tun, als neue Grundlagen zu schaffen, von neuem anzufangen und damit die dahinschwindende Loyalität der Arbeiter zu beleben? Für eine Wahlkampagne gegen die Verstaatlichung der Kohlenindustrie wäre kaum genug Unterstützung zu finden, und eine durchgreifende Nationalisierung sehr weiter Bezirke der Industrie ist ja nicht angedroht und wird auch kaum kommen. Wir konsultieren dabei keine Wahrsager und fragen nicht: «Was würde Lenin tun?» Die gegenwärtige Politik sucht einfach nach wirksamen Mitteln des Wiederaufbaus. Sicher ist in der heutigen Lage das eine, daß weder die Doktrinäre zur Rechten noch die zur Linken diese Politik bestimmen werden.

Der eigentliche Kern unserer Innenpolitik tritt deutlich in den Vorkehrungen für die soziale Sicherheit zutage. Wir haben bestimmte Mindestvoraussetzungen für die Wohlfahrt des einzelnen Menschen aufgestellt, gewisse anerkannte soziale Forderungen, um den gewaltigen Druck der Unsicherheit, der auf dem Menschen aller Lebensalter lastet, zu mindern. Diese Minima steuern jener Armut einigermaßen, die unser Zeitalter des industriellen Aufschwungs zu einem Angsttraum für viele Proletarier machten. Diese Minima umfassen auch die Grundsätze eines wirksamen, aktiven Staatsbürgertums, die im Lauf der letzten fünfzig Jahre erkämpft worden sind. Eine Schule ist heutzutage bei uns auch ein Fürsorgeunternehmen, nie hat das Schicksal der Witwen und der Alten so stark die Gemeinschaft beschäftigt wie heute. Durch ver-

mehrte Staatsstipendien und andere Maßnahmen sind wir der Erfüllung des uralten Wunschtraumes der gleichen Bildungsmöglichkeiten für alle Begabten nähergekommen. Zu all diesen Wagnissen auf dem Gebiet der sozialen Sicherheit gesellte sich der Wille, eine Politik der Vollbeschäftigung durchzusetzen. Die leidvollen Erfahrungen der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen haben uns dazu gebracht. Auch hierin dürften die Parteimeinungen wenig auseinandergehen. Die Verbindung dieser wirtschaftlichen und sozialen Maßnahmen aber führt logischerweise zu einem bestimmten Maß staatlicher Planung. Wie weit sie gehen wird, wissen wir nicht. Wir suchen behutsam einen Weg. Wir werden Fehler machen; aber wir werden ausdauern, weil wir an unsere Zukunft glauben. Es wäre zweifellos alles leichter, wenn nicht eine ganz ungewöhnliche Zahl von Schwierigkeiten sich entgegenstellten. Die Ernährungslage müßte besser beherrscht werden können, die Unterproduktion an Konsumgütern müßte sich rascher überwinden lassen. Man gibt sich eher dem Nichtstun hin, wenn man lang entbehrte Dinge doch nicht kaufen kann. Aber die Klagen über den Zerfall des Willens zu angestrengter Arbeit haben wenig Berechtigung. Die Menschen sind zwar müde, und sie wollen eine bessere und reichhaltigere Ernährung und mehr Waren in den Läden, und jetzt, da man uns neue Kasteiungen auferlegt, wird man auch wieder mehr von unserer zunehmenden Trägheit zu hören bekommen; aber daß wir den Willen oder die Fähigkeit zur Arbeit verloren hätten, ist schlechthin unwahr. Auf ein fabrikneues Auto muß einer allerdings wenigstens drei Jahre warten, Mangel an Bauholz hemmt den Hausbau, Benzin ist nur für geschäftliche Zwecke verfügbar — aber dem steht wiederum die Tatsache gegenüber, daß der Umfang der Ersparnisse sich gleichgeblieben ist. Wir sind daran, Mittel zu erproben, um den Teufelszirkel durchstoßen zu können.

«Aber euer Weltreich ist ja am Zusammenbrechen», hielt uns jüngst ein amerikanischer Freund entgegen. «Was heißt zusammenbrechen?» fragten wir. «Ist Ihre Familie vielleicht zusammengebrochen, als Sie Ihrem Sohn einen eigenen Hausschlüssel gaben?» Kein politisches Thema ist so von Mißverständnissen umgeben wie dieses. Oft habe ich schon alte Bilder über Indien, Westindien, Burma betrachtet. Sie zeigen den Glanz der Armee und geschickt imitierte englische Parklandschaften. Sie scheinen einem abklingenden feudalen Zeitalter anzugehören. Das britische Volk als Ganzes hat sich nie tiefer für das Weltreich interessiert. Nur sehr wenige wären zum Beispiel imstande, das genaue Datum des Empire Day anzugeben; es war nie ein richtiges Volksfest. Die großen britischen Wanderzüge, jene 20 Millionen, welche unsere Inseln im Jahrhundert nach der Schlacht bei Waterloo verließen, haben sich hauptsächlich nach den Vereinigten Staaten, nicht nach dem Empire gewandt. Wo der Siedler ohne Machtansprüche sich niederläßt, da wird uns das Herz warm, besonders jetzt, da seine Länder unsere sich selber regierenden Partner geworden sind. Wir haben Kiplings Geschichten gern, nicht aber ihre soziale Haltung, und die Lektüre von «The White Man's Burden» treibt uns die Röte ins Gesicht. Wir sind froh, daß endlich auch unsere eigentlichen abhängigen Kolonien sich wirtschaftlich reicher entwickeln können, und wir werden uns freuen, wenn auch sie eines Tages alt genug sein werden, um ihren eigenen Hausschlüssel zu bekommen. Die Verleihung des Dominionstatutes an Indien ist in den Augen der allermeisten von uns ein Akt der Vernunft sowohl wie einer späten Gerechtigkeit. Er ist die Krönung jener liberalen Politik, die zur freien Partnerschaft der Kolonien mit dem Mutterland führte — eine Nachwirkung der Sklavenbefreiung von 1833 und der Erhebung Kanadas in den Rang eines selbstverantwortlichen Dominions (1840). Wir haben immer noch beträchtliche Besitzungen, aber wir werden sie nicht der Ausbeutung anheimfallen lassen. Wir erwarten, daß einträgliche geschäftliche Unternehmen aus ihnen werden — einträglich für sie und für uns — und daß sie fähig werden, den Blick der Welt auszuhalten ohne Beschämung.

Und die europäischen Probleme? Wir fühlen uns von ihnen so stark mitbetroffen wie irgendein rein europäisches Land. Wir sind tief enttäuscht darüber, daß in der gegenwärtigen Phase der russischen Politik eine universale Zusammenarbeit nahezu unmöglich ist. Andererseits glauben wir nicht, daß Privatinteressen in so hohem Maße das Schicksal anderer Nationen bestimmen sollten, wie man es in Amerika für politisch zweckmäßig zu halten scheint. Für eine vom Dollar abhängige Politik ist in England wenig Gefolgschaft vorhanden. Vielleicht wird die Welt eines Tages über Englands verhaltene Kraft erstaunt sein, wenn es in die wirtschaftlichen und politischen Großräume zurückkehrt. Man kann ohne weiteres voraussehen, daß Großbritannien sich allmählich seiner Nähe zu Westeuropa tiefer bewußt werden und zugleich nach stärkerer Selbstbehauptung streben wird, als es vor kurzem noch der Fall war. Bereits fordert der gesunde Menschenverstand dort, wo sie zum gegenseitigen Gewinn durchgeführt werden kann, die Vereinheitlichung und Vereinfachung wirtschaftlicher Systeme, damit aus der Zerstörung des überkompliziert gewordenen, allzu insularen Alten neue Energien zum Nutzen des Menschen frei werden.

Wie nie zuvor ist heute in England der Glaube an den unvergänglichen Wert der Freiheitsidee lebendig. Die Schweiz hat — so denken viele von uns — durch ihr Dasein zur Vertiefung und Bekräftigung dieser Zuversicht ganz Beträchtliches beigetragen; wir anerkennen dankbar, daß sie uns seit Kriegsende wieder innerhalb ihrer Landesgrenzen durch die lebendige Anschauung hilfreich ermöglicht, diesen Glauben zu erneuen und zu bereichern. Dies ist die geistige Grundlage, auf der auch wir die Wege zur Zusammenarbeit zu bahnen versuchen. Wir wollen weder sowjetisiert noch amerikanisiert werden. Europa braucht keinerlei autoritäre Systeme. Wir Menschen des westlichen Europa glauben an das Leben, die Freiheit und das Glück als ein sinnvolles Lebensziel; wir glauben ferner, daß der Stand der Technik in der heutigen Welt dies alles in den Bereich des Durchführbaren und Erreichbaren bringt. Wir glauben nicht an die Beherrschung von Nationen durch mächtigere Nationen, und wir kommen immer mehr zu der Einsicht, daß die Lösung der meisten Weltprobleme «Föderalismus» heißt. Kulturelle Verschiedenheiten sollen und müssen immer bestehen; sie sollten ein Ansporn zur Zusammenarbeit, nicht zur Unterdrückung sein. England will sich mit denen zusammentun, die an die unerschütterliche Gültigkeit der erprobten europäischen Kulturwerte glauben — und von denen ist keiner größer als das Ideal der Duldung. In der Tiefe des heutigen England ist es reicher und schöner zu finden als in irgendeinem früheren Zeitalter. Das ist ein hochgemutes Zeichen. Wir glauben an die Zukunft.

Deutsch von Albert Bettex

• • •



Blick in eine englische Gießerei. Photo Bill Brandt, London





Auf der Themse: Leichter Sommerwind, Segelsport, Wolkenzug von Meer zu Meer über die englische Insel hinweg



Kunst auf den Trottoirsteinen: Der Straßenmaler, eine typische Londoner Figur. Im Hintergrund die Spur des Krieges am Themse-Ufer

Die Hauptstraße in der Kleinstadt Guildford (Südengland)



"Far from the madding crowd": Vieler Engländer Traum vom idyllischen Wohnen. Motiv aus der Landschaft um Birmingham





Auf den Stufen des Eros-Standbildes, Piccadilly Circus, London



Wo die Güter vom Meer aufs Land und von der Fabrik in die Welt strömen: Jugend vor einem Hafenbecken in Portsmouth





Pampasweite und Parkstille mitten in der Weltstadt London: Der Hyde Park

Hinter der St. Pauls-Kathedrale in London. *Einst* ein Gepferch von Lager- und Bürohäusern, von Menschen, Autos und Pferdekarren. *Heute* ein stilles Trümmerfeld, *morgen* das neue London



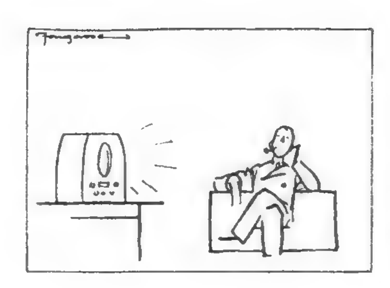

Ebbezeit am Meeresufer zu Emsworth bei Portsmouth

Aufnahmen von Kodak Ltd., London, S. E. SALT, Birmingham, EMIL SPÜHLER/EMIL SCHULTHESS



Die Abendsonne scheint in die Schlucht der Fleet Street mit den Riesenbauten der großen Londoner Tageszeitungen

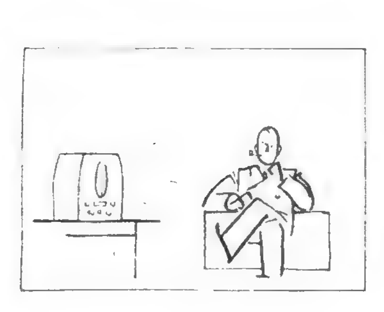
Kurioses aus aller Herren Ländern, von Seeleuten in der uralten Kneipe ›The Prospect of Whitby‹ am Themse-Ufer zurückgelassen



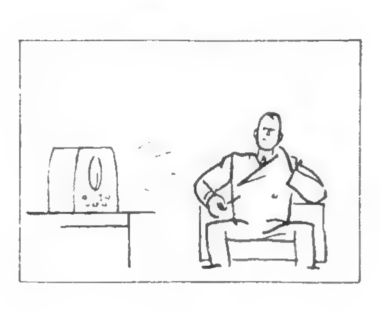
Gute Nachrichten



Nicht mehr ganz gute Nachrichten



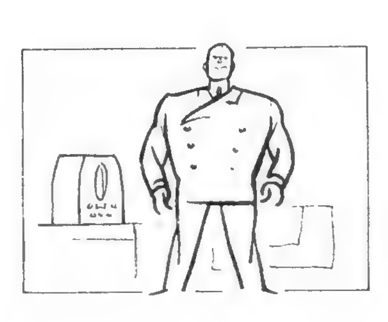
Schlechtere Nachrichten



Entschieden schlechtere Nachrichten



Noch viel schlechtere Nachrichten



Sehr schlechte Nachrichten

Zeichnungen von Fougasse, erschienen im »Punch« in kritischen Tagen des zweiten Weltkrieges. Mit Genehmigung der »Punch«-Redaktion


My Goodness -
My GUINNESS

# DER ENGLISCHE CHARAKTER

VON J. B. PRIESTLEY

Das Wesen der Engländer schweizerischen Lesern nahezubringen, dürfte nicht allzu schwierig sein, schon deshalb nicht, weil die Schweiz und England im Gegensatz zu Rußland und Amerika kleine Länder sind. Die Schweizer und die Engländer haben die Einstellung, welche den Angehörigen kleiner Länder eigen ist. Das englische Imperium ist wohl sehr groß, aber England selber ist klein, und das Mutterland, nicht das britische Weltreich, hat in erster Linie den Charakter der Engländer geprägt.

Die meisten Engländer leben zwar heute in großen Fabrik- und Industriestädten und sehen das Meer nur während ihrer Sommerferien. Dennoch bleibt vielleicht der Seemann, an den manche Eigenheiten des englischen Charakters erinnern, die symbolische Gestalt Englands. So haben die Engländer zum Beispiel eine Abneigung gegen feste Programme, ausgeklügelte Organisation, Regeln, Stunden- und Fahrpläne. Wenn es um Pläne geht, geraten sie leicht andern Völkern gegenüber ins Hintertreffen; dafür sind sie ungewöhnlich geschickte Improvisatoren. (In dieser Hinsicht sind sie das genaue Gegenteil der Deutschen, die hervorragend planen und organisieren, aber schlecht improvisieren.) Daraus erklärt sich auch die Tatsache, daß die Engländer in einem Krieg die ersten Schlachten fast stets verlieren, die letzten aber recht häufig gewinnen. — Nehmen wir ein anderes Beispiel: Von fünf Personen leben in England vier in einer Stadt; trotzdem steht die städtische Wohnkultur unter derjenigen der meisten westeuropäischen Völker und der Amerikaner. Der Hauptgrund dafür ist, daß die Engländer nie das Gefühl haben, sie seien endgültig in der Stadt niedergelassen und sich deswegen auch keine Mühe geben, das Stadtleben so angenehm als möglich zu gestalten. Wie die Matrosen denken die Engländer immer an ihr Zuhause, an ihr Heim, von dem sie die Welt fernzuhalten suchen. England ist seinem ganzen Wesen nach das Land des häuslichen Lebens, wo das Beste hinter Mauern und geschlossenen Türen verborgen bleibt. Dieses Land zu verstehen und zu beurteilen, ist für den Fremden deshalb besonders schwer.

Der Matrose arbeitet frohgemut mit andern zusammen, um das Schiff flottzuhalten. Aber im innersten Herzen bleibt er ein Individualist, der gern seine Ruhe hat, damit er die Dinge nach seinem Kopf anpacken, das Leben auf seine Art genießen kann. Er wünscht nicht, sich in einer Menge zu verlieren, Parademärsche mitzumachen, Führer zu grüßen und in Massenhysterie zu schwelgen. Andererseits ist er kein kalter Verstandesmensch, sonst wäre er nicht Seemann. Es steckt ein gut Teil romantischen Gefühls in seinem Herzen. Er verrät wenig Gemütsbewegung, und doch nehmen viele seiner Handlungen ihren Ursprung eher im Gefühl als im Verstand.

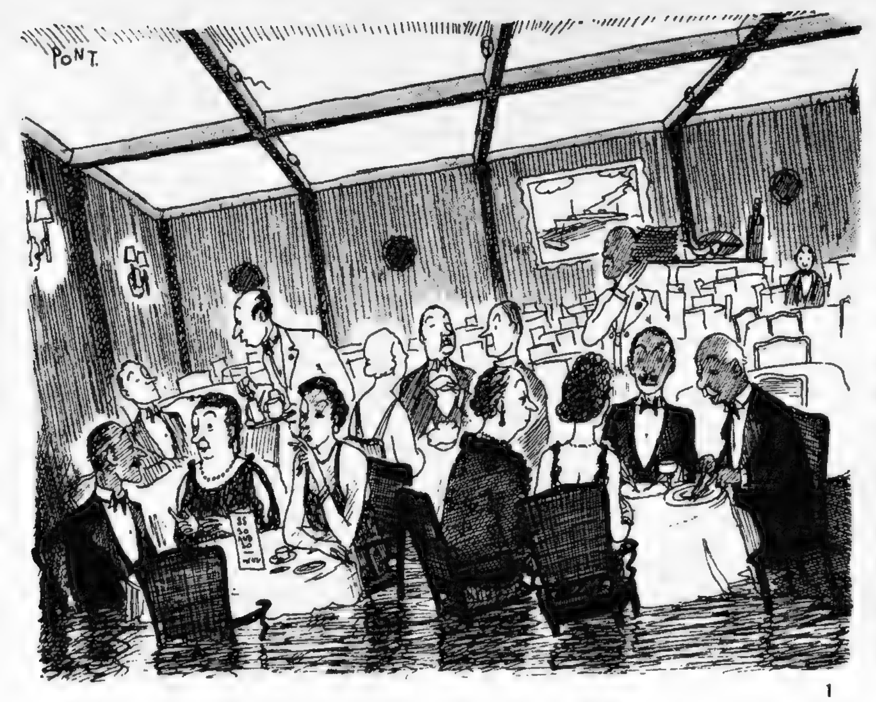
Wieviel Phantasie die Engländer haben, geht aus ihrer an lyrischen und dramatischen Elementen so reichen Literatur klar hervor. Aeußerlich mag ihr Leben wohl wenige reizvolle und die Phantasie anregende Züge aufweisen, ihm fehlt die Farbigkeit und die Anmut, die wir etwa in Italien finden; doch zeigt die Dichtung der Engländer, wie reich und oft tief sie in der Phantasie leben können. Eine gewisse Gleichgültigkeit gegen Aeußerlichkeiten und damit leider auch gegen manche Annehmlichkeiten kommt wahrscheinlich nicht von einem Mangel, sondern von einem Ueberfluß an echter Einbildungskraft, welche das Gemütsleben bunt und reich gestaltet. Gerade weil die Literatur zugleich phantasiehaft und privat, d. h. den Einzelnen in der Tiefe ansprechend ist und so eine unmittelbare menschliche Beziehung schafft, ist sie die repräsentative englische Kunstgattung. Dieser Einfluß der Phantasie ist auch im politischen Leben zu erkennen. Churchills Erfolg als Führer im Krieg war in beträchtlichem Maße der Tatsache zu verdanken, daß sein Appell an das englische Volk sich vor allem an die Vorstellungskraft wandte. Seine großen Reden des Jahres 1940, bemerkenswerte rhetorische Kunstwerke, richteten sich an die Phantasie der Hörer. Daß er nach dem Krieg in dieser Beziehung versagte, kostete ihn seine Wiederwahl; damals kamen diese Aufrufe von der Labourpartei. Und meiner Ansicht nach ist der Erfolg oder Mißerfolg der jetzigen Regierung nicht so sehr abhängig von ihrer Geschicklichkeit im Planen als von ihrer Fähigkeit, ihre Sache bildhaft darzustellen. Nur so kann sie ein Volk gewinnen, das dazu verurteilt ist, schwer zu arbeiten und sich nur mit den unumgänglichsten Gütern und Annehmlichkeiten durchzuschlagen. (Bisher hat die Labour-Regierung eher enttäuscht, nicht in dem, was sie unternahm, sondern in der Art, wie sie sich an das Volk wandte.) Es ist bezeichnend, daß die bedeutendsten britischen Staatsmänner der Neuzeit, Gladstone, Disraeli, Lloyd George und Churchill, alle sehr viel Phantasie besaßen, große Redner waren und in Temperament und Weltanschauung dem Künstler viel näher standen als dem nüchternen Geschäftsmann.

Der Schweizer Psychologe C. G. Jung hat die tiefgreifende Beobachtung gemacht, daß die Seele eines eroberten Volkes in das Unterbewußtsein der Eroberer eindringt und es beherrscht. In England wurde der romantisch träumerische Kelte von den Angelsachsen besiegt, in deren Unterbewußtsein er jedoch einen bleibenden Sieg davontrug. Der Engländer ist äußerlich praktisch, nüchtern, unromantisch, realistisch, aber seine unbewußten Beweggründe sind wirklichkeitsfremd, romantisch, poetisch. Der englische Durchschnittskrämer ist in seinem Herzen wahrscheinlich unendlich viel romantischer als der Durchschnitt der italienischen Opernsänger. Die Politik der britischen Diplomatie, die in den Händen gewiegter Fachleute liegt, mag wohl bis zum Zynismus realistisch sein, aber das englische Volk wird nur durch Ziele bewegt, die innere Ueberschüsse befreien und die allein es aus seiner gewohnten Teilnahmslosigkeit in weltpolitischen Fragen aufrütteln können. Die englischen Staatsmänner und Verleger wissen das und handeln dementsprechend. Die Engländer werden von der übrigen Welt so oft als scheinheilig angesehen. Der gutunterrichtete Ausländer nimmt ganz zu Unrecht an, der normale Engländer verstehe und billige die herkömmliche britische Außenpolitik und bringe der Weltpolitik so viel Interesse entgegen wie er selber; er glaubt, wenn solche Leute plötzlich Kreuzfahrergesinnungen und Begeisterung für eine gute Sache entfalten, handle es sich um reinen Schwindel. Das ist es aber nicht, vielmehr zeigt sich hier unverfälscht das Wesen des Inselbewohners.

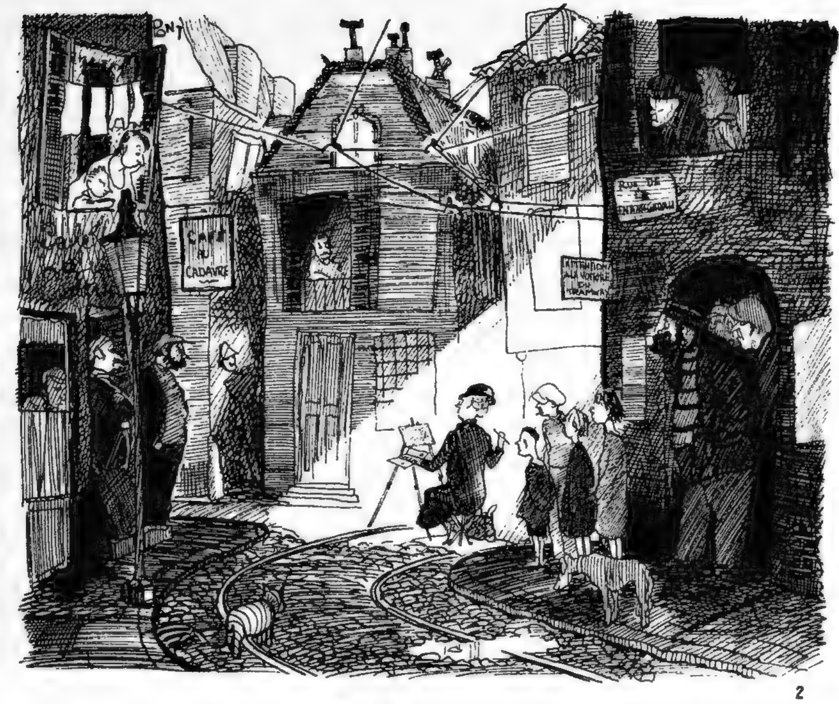
Vielleicht ist es das im englischen Unterbewußtsein weiterlebende und nachklingende Keltische, welches der Haltung dieses Inselvolkes den paradoxen Zug verleiht. Die Engländer sind zum Beispiel auf die Niederlagen ihres Heeres stolzer als auf seine Siege. Dünkirchen wird in England gefeiert, nicht El Alamein. In der Heimat ist die britische Armee viel berühmter wegen ihres Ausharrens auf verlorenem Posten, im Kampf gegen erdrückende Uebermacht, als wegen all ihrer glänzenden Siege. Unwillkürlich spricht die Engländer in jeder Tat nicht der bloße Erfolg an, sondern irgendein heldenhafter Zug, ein Anflug von Poesie und Abenteuer. So hat Kapitän Scotts verhängnisvolle Fahrt zum Südpol die englische Phantasie von jeher gefesselt. Organisatorisch war es ohne Zweifel ein tragischer Wirrwarr, besonders wenn man



Eine von Englands lachenden Plakatwänden. Der geniale Einfall eines für die Bierbrauerei Guinness arbeitenden Künstlers. Photo Emil Schulthess




1



2

Amundsens raschen und erfolgreichen Vorstoß danebenhält; aber als packende Geschichte menschlicher Seelenstärke und Tapferkeit ist Scotts letzte Reise großartig; und eben dieser epische Gehalt zieht seine Landsleute an. Diese Eigenschaft erklärt auch die Einstellung der Engländer zum Sport, der in England mit viel weniger blutigem Ernst und verbissenem Wetteifer getrieben wird als in anderen Ländern. Der Engländer sucht im Sport nicht nur eine Reihe von Siegen, sondern heroisehe und poetische Augenblicke, etwas, das in der Erinnerung haften bleibt wie ein Lied oder ein schönes Gesicht. Cricket, ein kunstvolles Spiel, das weitgehend vom Wetter abhängt, ist beim Durchschnittsengländer gerade deshalb äußerst beliebt, weil es solche heroische und poetische Augenblicke bietet und ein Spiel ist, bei dem es ebensosehr auf den Charakter wie auf die Geschicklichkeit ankommt. Ein großer Teil von Churchills Beliebtheit, die durch seine politische Niederlage nicht vermindert worden ist, war der Tatsache zu verdanken, daß er offensichtlich eine das Irrationale ansprechende mächtige Persönlichkeit ist.

Die englischen Schriftsteller und Dramatiker, die der Welt so viele unvergeßliche Gestalten geschenkt haben, drücken nur das allgemeine nationale Interesse und Vergnügen an Eigenart aus, das heißt an den ausgefallenen Zügen des einzelnen Menschen. Allerdings haben der Verfall der aristokratischen Traditionen und die aufkommende Industrialisierung und Volkserziehung viel dazu beigetragen, zahlreiche Absonderlichkeiten, die unsern Großvätern teuer waren, abzuschleifen, und es ist möglich, daß das alte englische Wohlgefallen an «Persönlichkeit» langsam verschwindet. (Chaucer, Shakespeare, Fielding und Dickens hatten es viel leichter als die zeitgenössischen englischen Dramatiker und Schriftsteller!) Aber wie ihre Vorväter, haben auch die heutigen Engländer eine mehr unmittelbar herzliche als bewundernde Beziehung zu allem eigen Gearteten. In dieser Hinsicht sind sie trotz dem gesellschaftlichen Snobismus, der wohl in allen Schichten fortleben wird, ein wahrhaft demokratisches Volk. Ein Hitler oder ein Mussolini oder sogar ein Stalin wäre in England undenkbar, da die Leute nicht die geringste Lust haben, alle menschlichen Tugenden in einer einzigen, überragenden Gestalt zu verkörpern. Das Königtum wird in England heute zwar von der Kritik ausgenommen, aber das kommt daher, daß man sich allgemein klar ist über die rein symbolhafte Rolle der königlichen Familie, deren tatsächliche Machtbefugnis sehr klein ist. Das Vorhandensein solch gleichbleibender symbolischer Gestalten hat natürlich seine Vorteile, da sie zum Sammelpunkt gewisser Treuegefühle werden können. Sie verklären manche öffentlichen Aemter, die in England eine Würde und eine Tradition besitzen, welche ihnen in den meisten Republiken fehlt.

Die Engländer verstehen es glänzend, einer Krise zu begegnen.

4



5



*Der britische Charakter in der britischen Karikatur*

1 Nur nicht gleich die Nerven verlieren!

2 Die Freude am Aquarellieren

3 Ein Cricketmatch, ein Hochgenuß

4 Ueber alles der Tee

5 Neigung zum Aberglauben

6 Am offenen Kamin ist gut sein

7 Grusel- und Detektivgeschichten: Lieblingslektüre

Karikaturen von Pont aus dem «Punch», 1935—37.
Mit Genehmigung der «Punch»-Redaktion

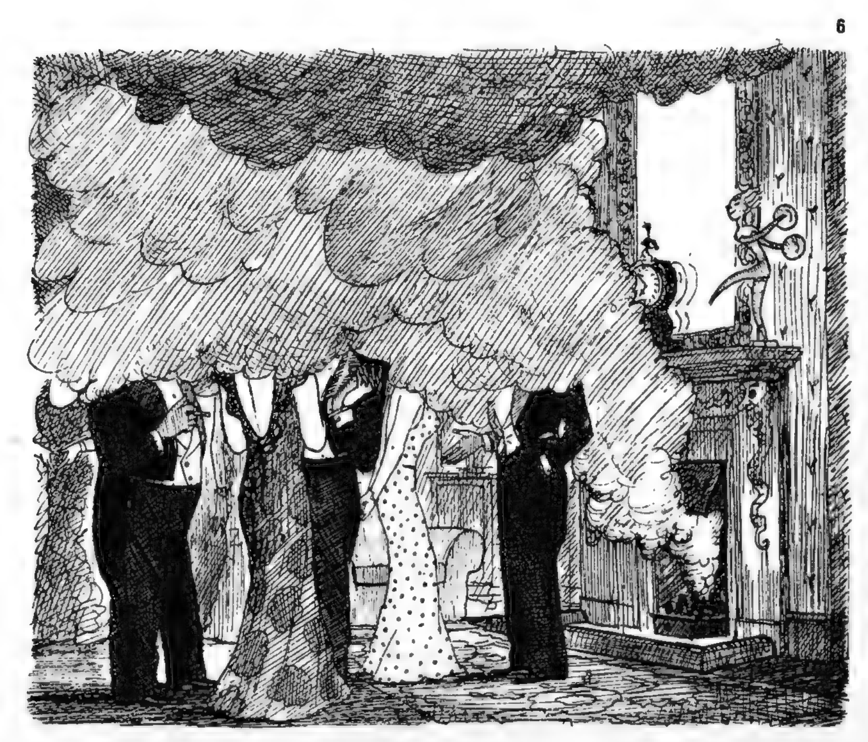



3

Nach Dünkirchen zum Beispiel erreichte die Rüstungsproduktion, pro Kopf der Bevölkerung berechnet, wahrscheinlich den höchsten Durchschnitt aller Länder. Aber zwischen solchen entscheidenden Zeitpunkten neigen sie zu Gleichgültigkeit und Trägheit in Staatsangelegenheiten. So läßt sich bezweifeln, ob die Mehrzahl der Engländer das Bedrohliche des Nazismus vor 1939 erkannte. Das will aber nicht heißen, daß diese Leute ein stumpfes Dasein führen. England ist die Heimat der «Steckenpferde». Fast jedermann widmet sich leidenschaftlich irgendeiner Liebhaberei. Die englische Gesellschaft bildet ein kunstvolles Gewebe von Vereinen, in denen sich die begeisterten Anhänger des Malens, Fischens, Briefmarkensammelns usw. zusammenfinden, auch wenn sie aus ganz verschiedenen Schichten stammen. Dem ausländischen Beobachter entgeht leicht, daß die Vielfalt an Vereinen dazu beiträgt, dem Gefüge der englischen Gesellschaft demokratische Kraft und Festigkeit zu verleihen und daß diese Steckenpferde in das Privatleben Abwechslung und Reichtum bringen. Es muß daran erinnert werden, daß die verbreiteten Zeitungen, welche weitgehend von sehr wohlhabenden Männern beherrscht und als Propagandamittel gebraucht werden, keinen zuverlässigen Aufschluß mehr geben über die Interessen und die Einstellung des Durchschnittsbürgers. (Blätter wie «The Times», «Manchester Guardian» und «Observer» sind Ausnahmen und können daher ruhig zu Rate gezogen werden.) Man muß sehr viele englische Familien ziemlich gut kennen und längere Zeit in verschiedenen typisch englischen Häusern verkehrt haben, ehe man ein zutreffendes Urteil über Lebensweise und Eigenart der Engländer fällen kann.

Hier muß ein Wort gesagt werden über die berühmte englische Eigentümlichkeit des Unterbewertens, des «understatement», das einige unserer Verbündeten während des Krieges verwirrt hat. Der Mensch kann einer wirklich schrecklichen Gefahr auf zwei Arten gegenübertreten. Er kann sagen: «Der Feind ist riesig und furchterregend; aber ich bin auch riesig und furchterregend.» Dies ist die Art der Amerikaner und der Russen und scheint den Angehörigen großer Länder eigen zu sein. Die zweite Möglichkeit, die von den Engländern gewählte, besteht darin, die Drohung herabzumindern, indem man sagt: «Der Feind glaubt bloß, er sei riesig und furchterregend — in Wirklichkeit ist er klein und komisch.» So machen sich die Engländer im Krieg über ihre Gegner lustig, und dieser Kniff hat die feierlichen Deutschen stets aus der Fassung gebracht. Die Gewohnheit des humorvollen Unterbewertens mag in England auch deshalb so verbreitet sein, weil hier die aristokratische Ueberlieferung mit ihrer kühlen, leidenschaftslosen Betrachtungsweise nie vorsätzlich gebrochen wurde wie in Amerika und Rußland, sondern verschiedene Gesellschaftsstufen mehr oder weniger durch-

6



7



drungen hat. Das können wir an der Tatsache ermessen, daß der «Gentleman» nicht das Ideal einer einzigen Klasse ist. Einer Arbeiterfrau zu sagen, sie sei keine «lady», oder einem Arbeiter, er sei kein «gentleman», ist eine Beleidigung. Daß England gegenwärtig eine Umwälzung durchmacht, ist eine unbestreitbare Tatsache, aber es ist eine Umwälzung besonderer, englischer Art, bei welcher das Ueberlieferte nicht unbarmherzig abgetan wird, sondern wo es in erweiterter und angepaßter Form fortlebt. Die englische Gesellschaft und die englische Geschichte gleichen der englischen Landschaft, welche keine plötzlichen Farbwechsel und schroffen Formen kennt, sondern wo die Tönung zart und gedämpft ist, die Hügel und Täler ineinanderfließen.

Zum Schluß ein paar Hauptfehler und Schwächen der Engländer. Zunächst wäre die bereits erwähnte, häufige Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit politischen Dingen gegenüber zu nennen. Ich denke dabei an die Vorkriegs-Engländer; heute ist es noch zu früh, um zu beurteilen, ob das während des Krieges gesteigerte politische Interesse ein paar Friedensjahre überdauern wird. Die zweite, ganz besonders englische Schwäche ist ein merkwürdiger Mangel an Ehrfurcht vor philosophischen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leistungen als solchen. England stellt zwar seinen Anteil, und vielleicht mehr als seinen Anteil, an geistig überragenden Menschen, aber kaum ein Land auf der ganzen Welt macht sich weniger aus ihnen. Dies mag die Kehrseite der englischen Tugend sein, den Charakter dem Intellekt vorzuziehen. England ist heute besonders reich an schaffenden Künstlern aller Art; überraschend ist die verhältnismäßig große Zahl von Komponisten und Malern. Aber die Atmosphäre des englischen Lebens entmutigt den Künstler, anstatt ihn aufzumuntern, so daß er sich mehr als Außenseiter denn als vollwertiger Bürger vorkommt. Auch hier kann man noch nicht sagen, ob der Krieg, welcher der Kunst ein neues, zahlreiches Publikum erschloß, diese Verhältnisse endgültig verändert hat. Die dritte und vielleicht schwerwiegendste Schwäche ist der Mangel an alltäglicher Lebenskunst, der sich bei den Engländern im allgemeinen, besonders aber bei der Bevölkerung der zahllosen Industriestädte zeigt. Sie verstehen sich nicht wie die Schweizer, die Franzosen oder die Italiener auf die bescheidenen Tafelfreuden, auf den Genuß anspruchsloser Vergnügen, und bringen es nicht fertig, ihre Städte in den Dienst eines sinnvollen Lebens zu stellen. Ihrem eintönigen Dahinleben fehlt Inhalt und Farbe. Weite Kreise haben das jetzt eingesehen. Es gibt viel Unzufriedenheit, und viele großzügige Pläne liegen in der Luft. Die Menschen, welche mithalfen, die Welt zu retten, fragen sich, ob es nicht an der Zeit sei, nun auch sich selbst zu retten. Wenn das neue England seine demokratische Kraft mit ein wenig Fröhlichkeit, Farbigkeit und «good living» verbinden kann, dann wird der englische Charakter mit neuem Glanz aus diesen schweren Jahren hervorgehen.

Deutsch von G. G. Meister

## *Ein Chinese über das winterliche London*

Winter in London: jedermann erschauert. Auch wer nie in London gewesen ist, hat doch ziemlich sicher schon einmal Wundergeschichten über das Londoner Wetter und besonders über seine winterlichen Launen gehört. In einem Gedicht unseres großen Lyrikers Su Tung-P'o stehen zwei Verse über das Wetter auf der Insel Hai-Nan im Süden Chinas:

> Alle vier Jahreszeiten sind Sommer.
> Ein einziger Regenfall: es naht der Herbst.

Ich habe nach diesem Muster zwei Zeilen geschrieben, die auf London passen:

> Ein paar Sonnentage: fast könnte man an Frühling denken,
> Doch nimmer ist der Winter gänzlich fern.

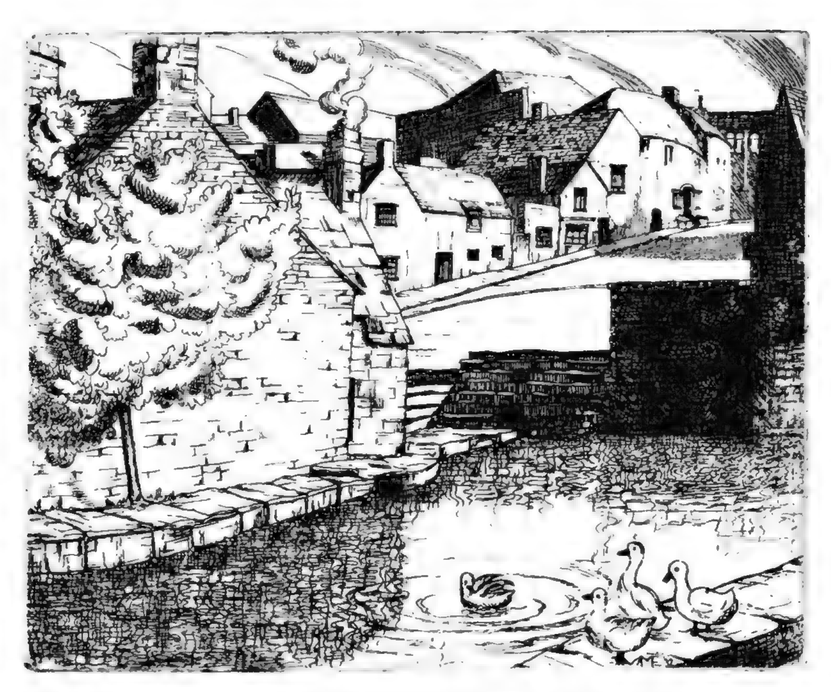
Nun sind wahrscheinlich einige Leute empört über mich, aber ich fürchte, daß ich recht habe!

Oft hat man mir erzählt, John Bull gehe selten ohne Regenschirm oder, wenn es schön sei, ohne Spazierstock (als Ersatzstück) aus. Nun sehe ich allerdings nicht viele Londoner ihre Spazierstöcke durch die Straßen tragen, aber einen Schirm scheinen sie allezeit bei sich zu haben. Sobald ich auf der Straße einen Menschen mit einem Regenschirm sehe, kann ich mit Gewißheit sagen: Das ist ein typischer vorsichtiger Londoner, der sich auf das Wetter versteht. Der Regenschirmkult wird offenbar dem englischen Gemüt schon früh eingepflanzt; denn nie sehe ich einen Schüler der Westminster-Schule, der nicht außer mit dem traditionellen Zylinder und dem Riesenkragen auch noch mit einem Regenschirm bewaffnet ausginge. In China nehmen wir nur dann einen Schirm mit, wenn es regnet, ehe wir aufbrechen, da wir in der Regel am Morgen das Wetter für den ganzen Tag voraussagen können. Da ich früher nie so eng wie die Engländer mit einem Regenschirm verwachsen war, so hat man mich bisher auch noch nicht dazu gebracht, mir einen anzuschaffen.

In dem klassischen chinesischen Buch Tso Chuan, das ungefähr im 5. Jahrhundert vor Christus geschrieben wurde, habe ich eine höchst aufschlußreiche Stelle gelesen. Darin kommt folgende merkwürdige Auffassung vom Wetter zum Ausdruck: «Der Marquis von Chin wurde krank, und der Graf von Ch'in sandte den Arzt Ho, damit er den Patienten pflege. Nach der Untersuchung sagte der Heilkünstler: ‚Euer Leiden ist unheilbar. Es kommt weder von den bösen Geistern noch von der Ernährung. Aber Ihr steht im Banne weiblichen Zaubers, und das ist lebensgefährlich wie die Krankheit Ku. Der gute Mann wird sterben, und der Himmel wird ihn nicht beschützen.' Der Marquis erkundigte sich: ‚Darf man sich Frauen denn nicht nähern?' Ho erwiderte: ‚Nur mit größter Zurückhaltung. Denn höret: Es gibt sechs Gattungen des Wetters; daraus entstehen die fünf Neigungen, die fünf Farben und die fünf Laute. Ueberwiegt eine Gattung, so bricht Krankheit aus. Die sechs Gattungen des Wetters sind die wolkige, die wolkenlose, die windbeherrschte, die regnerische, die neblige und die helle. Sie bilden die vier Jahreszeiten und gehorchen der Ordnung der fünf Elemente. Wenn das Gleichgewicht gestört wird, sind die Folgen schrecklich. Zu viel Bewölkung ruft kalte Leiden hervor, zu viel Wolkenlosigkeit ruft heiße Leiden hervor, zu viel Wind verursacht Gliederschmerzen, zu viel Regen verursacht Darmbeschwerden, zu viel Nebel bewirkt Sinnlichkeit, und zu viel Helligkeit führt zu Herzbeschwerden. Die Frauen aber sind mit dem Bewölkten und Nebligen verwandt. Zu viel Umgang mit ihnen ruft innere Hitze hervor, und das führt zur unheilbaren Krankheit Ku.'»

Einige Dinge in diesem Abschnitt haben zwar mit meinem Thema nichts zu tun, aber mir scheint, unser uralter Genius habe schon in jenen fernen Tagen das Londoner Wetter und seine Folgeerscheinungen vorausgesagt. Kein Zweifel: zu viel Wind, zu viel Regen und zu viel Bewölkung — daran muß es liegen, daß jeder Londoner bei einem Arzt in ständiger Behandlung steht!

In einer Beziehung aber ist das Londoner Wetter ein wahrer Segen: es liefert den unerschöpflichsten Gesprächsstoff! Zwei Leute, die einander fremd sind und nicht gerade darauf brennen, miteinander bekannt zu werden, können ohne weiteres, auf einer Bank im Park oder im gleichen Bahnabteil beisammensitzend, miteinander endlos über das Wetter reden. Wenn in einer Gesellschaft die Konversation zu versiegen droht, kann man sich leicht mit einem gleichgesinnten Gefährten auf das unversiegliche Thema zurückretten. Ich muß diese Art des Gesprächs stets bewundern, und mir scheint, daß die Londoner von freundlicher Natur sind und unter einer Art von stillschweigendem Wetterkonkordat leben, das sie der Notwendigkeit enthebt, sich gegenseitig genau kennenzulernen. Man hat mir oft gesagt, das englische Temperament sei so kühl wie das englische Wetter, aber das trifft gewiß nicht auf den Fall zu, wo sie über dieses kühle Wetter miteinander reden. Ganz besonders bewundere ich die ausgewählten Redensarten in ihren Wetterprognosen: «Das Wetter wird im ganzen passabel,



Malcolm Fry: Der Mühlenteich in Swanage, Grafschaft Dorset. Stich, 1932

wenig verändert oder unbeständig mit gelegentlichem Regen sein» und so weiter. Diese Ausdrücke passen vortrefflich auf das Londoner Wetter. Sie geben von dem, was kommen soll, nie einen bestimmten Begriff, aber eines ist über alle Zweifel erhaben: einen Regenschirm wird man bestimmt mitnehmen müssen!

Eine Erkältung bleibt einem im Londoner Winter selten erspart. Ich für meinen Teil mache mich auf diese Heimsuchung gefaßt, sobald ich auch nur ahne, daß der Winter im Kommen ist; nie habe ich versucht, etwas zu unternehmen; denn kaum hat man sich kuriert, so hat man schon die nächste Erkältung erwischt. Ich lasse einfach den Dingen ihren Lauf. Ich habe erlebt, wie man manchen Freund von mir ins Bett steckte und wie er einige Tage lang kaum fähig war, zu flüstern. Einst riet man mir, vor dem Schlafengehen etwas Whisky mit heißem Wasser und Zitrone zu nehmen. Die Folge war, daß ich völlig betrunken war und bis zum nächsten Morgen überhaupt nicht wußte, was vor sich ging. Ich glaube aber, daß die meisten Londoner ihr privates Universalmittel besitzen, und da die Erkältung ein todsicher eintretendes Ereignis ist, versuchte ich einmal, Angaben über bewährte alte Kuren von den Londoner Apothekern zu erlangen. Es stellte sich heraus, daß es so viele Kuren gibt, daß kein Mensch sie im Gedächtnis behalten kann.

Ich erinnere mich eines Gesprächs, das ich im Empfangszimmer eines Hotels mit einer Dame führte, die den Versuch unternahm, einige Tropfen Hypochlorid durch die Nase heraufzuschnupfen. Als sie die Augen schloß und andauernd zwischen Niesen und Nichtniesen schwebte, hatte ich alle Mühe, mich selber gegen das Niesen zu wehren. Es war so, wie wenn man das Lächeln unterdrückt, während ein anderer lacht. Wenn ich die illustrierten Inserate betrachte, welche die pharmazeutischen Firmen im Winter in den Londoner Zeitungen veröffentlichen, niese ich gewöhnlich, einfach aus lauter Sympathie. Vor einiger Zeit sah ich einen Aktualitätenfilm. Er zeigte ein Büro in der Morgenstunde mit vierzig oder fünfzig arbeitenden Angestellten; hernach sah man dasselbe Büro am Nachmittag mit nur noch zwei Leuten — alle andern hatten sich erkältet. Während im Film da und dort laut geniest wurde, niesten viele Zuschauer im Kino begeistert mit. Es ist ein Urgeräusch im winterlichen London.

Aus dem an feinem Humor und reizvollen Kontrastierungen chinesischen und englischen Wesens reichen Buch «The Silent Traveller in London» von Chiang Yee. Verlag Country Life Ltd., London W.C. 2, 1938. Deutsch von Albert Bettex



S. van Abbé: Fischerbehausungen



Londoner Verkehr. Aquarell des dreizehnjährigen Osborn Capes, Framham Heights School.
Mit freundlicher Erlaubnis des British Council, Zürich

HESKETH HUBBARD: Tenby, Stadt und Seebad in Südwales

STANLEY SPENCER: Arbeiter bauen ein Schiff (1942/43, Ausschnitt). Mit Erlaubnis des Imperial War Museum, London



# Die Mauer

VON WILLIAM SANSOM

Wir wurden das drittemal eingesetzt in jener Londoner Nacht. Bis die Geschichte passierte, war die Arbeit ohne Zwischenfälle verlaufen. Schrapnells waren geplatzt und vereinzelte Orientierungsbomben, und ein paar große Brände hatten sich entwickelt; das alles jedoch hatte keinerlei Bedeutung.

Ich glaube, wir waren erschöpft und fröstelten. Drei Uhr nachts ist eine niederträchtige Stunde. Ich glaube, daß wir durchnäßt waren von den kalten Wasserstrahlen, die uns beim Kragen hineintropften und in unseren Hemden herunterliefen. Die schweren Messinggriffe müssen sich angefühlt haben, als wären sie mit einer Eisschicht beschlagen. Wahrscheinlich übertönte das dumpfe Gebrüll der Pumpen den zirpenden Summton der Flieger über uns, und bestimmt verwandelte der überall wahrnehmbare Feuerschein die Straßen in eine orangefarbige Kulisse. Schwärzliches Wasser muß durch die engen Straßenschächte der City gegluckert sein, und ich glaube, unsere Hände und Gesichter waren schwarz wie das Wasser. Das Schwarz war zerklüftet von abgebrannten Dachbalken. Diese Dinge gehörten zu den allnächtlichen Unwesentlichkeiten. Sie ereigneten sich und wurden niemals vergessen, obwohl keiner auch nur an sie dachte.

Aber ich erinnere mich, daß wir damals zum drittenmal drankamen. Wir — Len, Lofty, Verno und ich — waren damit beschäftigt, einen fünfzig Fuß hohen Wasserstrahl auf die Front eines großen City-Lagerhauses zu richten und dachten an weniger als nichts. Nach den ersten paar Stunden hört man auf, an etwas zu denken. Man starrt auf die Spitze der weißen Wassersäule, die sich im Feuer verliert, und denkt an gar nichts. Ab und zu lenkt man den Strahl auf ein anderes Fenster. Manchmal geht das Orange in Schwarz über, aber dann lockert man nur den Griff an dem eiskalten Mundstück und schüttet weiter nachlässig Gallonen durch das Fenster. Man weiß, noch stundenlang wird der Brand schwelen. In jener Nacht aber wurden die leeren, unbestimmten Stunden des Wartens jäh unterbrochen — durch ein außergewöhnliches Geräusch. Plötzlich zerriß ein langes, prasselndes Krachen von berstendem Mauerwerk und Mörtel den Augenblick. Und dann schwankte die obere Hälfte des fünfstöckigen Gebäudes nach vorn, auf uns zu. Da hängt sie, erstarrt für eine zeitlose Sekunde, ehe sie auf uns niederdonnert. Ich dachte an nichts, und dann dachte ich an alles in der Welt.

In dieser simplen Sekunde verschluckte mein Hirn jede Einzelheit der Szene. Neue Augen öffneten sich an den Seiten meines Kopfes, so daß ich von innen ein halbkugelförmiges Panorama photographierte, dessen eine Seite durch die mächtige Länge des Gebäudes vor mir abgegrenzt wurde, die andere durch den schmalen Weg drüben.

Zur Linken versperrte uns die gedrungene Pumpmaschine, die gewaltig schütterte und rohrte, den Weg; Wasser quoll aus ihren Abflußventilen und aus den undichten Stellen der Schläuche und Scharniere. Obwohl ein unablässiger Strom über ihre grauen Seitenwände in den Rinnstein gespien wurde, erglühte in der Mitte der nassen Maschine ein dickes eisernes Abzugsrohr. Ich mußte an Loftys Gesicht vorbeiblicken. Lofty starrte auf die Meßinstrumente und wärmte sich seine klammen Hände in den Achselhöhlen. Er dachte an nichts. Ueber einem Auge klebte ihm ein schwarzer Diamant von Dreck, er sah aus wie das Negativbild eines weißäugigen Kaffernhäuptlings.

Auf der anderen Seite war die Gasse frei. In Kopfhöhe hing eine Reklame: «Catto & Henley». Was zum Teufel die wohl zu verkaufen hatten? Alte Briefmarken? Die Gasse war leer. Ein paar Meter eines schlappen zusammengesunkenen Gummischlauches wanden sich auf dem glitzernden Pflaster. Verkohlte Abfälle stauten sich im Rinnstein. Ein feiner Wasserstrahl sprühte aus einem prall gefüllten Schlauchstück. Neben einem blauen Luftschutzkeller-Licht lag ein zertrümmertes Gesims. Das nächste Geschäft war ein fensterloser Tabakladen, dessen Attrappenschachteln für jedermann sichtbar aufgerissen waren. Die Gasse war leer.

Hinter mir teilten Len und Verno sich in das Gewicht des schweren Schlauches. Sie stemmten sich gegen den mächtigen Rückstoß des Wasserdrucks. Alles, was ich zu tun hatte, war zu schreien «Schlauch hinschmeißen» — und wegzurennen. Wir konnten es riskieren, daß sich der pralle Schlauch gegen uns wälzte. Wir konnten dann rechts die leere Gasse entlangrennen — Len, Verno und ich. Aber ich rührte mich nicht. Ich sagte nicht «Schlauch hinschmeißen» oder etwas Aehnliches. Gebannt verharrte ich in jener langen Sekunde, die Gummistiefel wie ins Pflaster zementiert. Stück um Stück flatterten rotglühende Ziegel in der Luft über uns, lähmten jede Initiative. Ich konnte nur denken, ich konnte mich nicht bewegen.

Sechs Yard von mir entfernt stand das lichterloh brennende Haus. Eine Minute früher noch hätte ich es niemals von irgendeinem anderen viktorianischen Baugreuel unterschieden, der Gott sei Dank in Flammen aufging. Jetzt plötzlich nahm ich jedes winzige Detail wahr. Das Haus war fünf Stockwerk hoch. Der Feuerschein beleuchtete die oberen vier Stockwerke. Drinnen in den Zimmern flammten rote Brände. Die schwarzen Außenmauern waren unversehrt. Das Ganze sah aus wie die erhellten Wagen eines Nachtschnellzugs; denn abwechselnd traten rote und schwarze Rechtecke hervor und unterstrichen aufs deutlichste die strenge Symmetrie der Fensterhöhlen: in vollkommener Ordnung hob sich jeder rechteckige Fensterausschnitt wie eine zinnoberrote Füllung von der schwarzen Mauerfront ab. Jede Etage hatte zehn Fenster, im ganzen waren es vierzig. In regelmäßigen Zehnerriegen, eine genau über der anderen, mit scharfen Kontrasten von Rot und Schwarz, standen sie wie eine strenge Formation in Achtungstellung. Rechteckig der Bau, rechteckig die Fenster, rechteckig die Zwischenräume. Orangerote Farbe schien aus den Fensterrahmen zu quellen, greifbar, als wäre es siedende Gelatine, die in einer dicken schwarzen Pfanne zergeht.

Drei Stockwerke, dreißig brennende Fenster mit protziger schwarzer Umrandung; hundert Tonnen harte, dicke viktorianische Mauer schoben sich dort oben über unsere Köpfe und hingen flach über der Gasse. Nie werde ich wissen, ob die stürzende Mauer plötzlich in ihrem Fall innehielt. Wahrscheinlich nicht. Wahrscheinlich sah es nur so aus, als hinge sie in der Luft. Wahrscheinlich nahmen meine Augen ihre Bewegung vorweg, so daß ich sie schon stürzen sah, als sie sich gerade erst neigte.

Die Nacht wurde schwärzer, als die riesige Masse über uns schwebte. Bisher war das Mondlicht durch den glimmenden Feuerqualm über die gezackte Häusersilhouette in den Schacht unserer Gasse gedrungen. Als sich die Mauer jetzt gegen uns vorschob, verdeckte sie das Mondlicht fast ganz. Sie beschattete uns wie ein umgekehrtes Zeltdach. Die Lichtstraße am Himmel verengte sich zu einer dünnen Linie. Das war der einzige Silberstreifen, an den ich jemals geglaubt habe. Er glänzte hell wie ein Hoffnungsstrahl. Eine schwindende Hoffnung —; denn obwohl in diesem Augenblick die gesamte halbkugelförmige Bühne statisch erschien, konnte man die drohende Erschütterung spüren — wahrscheinlich, weil sich die Szenerie in Wahrheit bewegte.

Jener Moment war zeitlos. Ich hatte Muße, gewisse Dinge zu bemerken. Zum Beispiel, daß der eiserne Kran, gleich links, mich nicht treffen würde. Er ragte aus dem Gebäude, und ich konnte seine Schärfe und Härte so deutlich fühlen, als würde ich mit meinem Körper dicht über seine Konturen gleiten. Ich hatte Zeit, den meterlangen Haken zu betrachten, die Kette mit den drei Zoll breiten Ringen, zwei Stützbalken und ein Rad, das doppelt so breit war wie mein Kopf.

Eine Mauer kann auf verschiedene Arten einstürzen. Sie kann sich nach dieser oder jener Seite neigen. Sie kann schon in der ersten Phase ihres Falles auseinanderbrechen. Sie kann unversehrt bleiben und flach aufprallen. Diese Mauer fiel so flach nieder wie ein Pfannkuchen. Sie be-

Sir Muirhead Bone: Die Gegend um die St. Pauls-Kathedrale in London nach den schweren Bombardierungen von 1940. Aquarellierte Zeichnung.
Mit Genehmigung des Imperial War Museum, London

wahrte so lange ihre Form, bis sie im rechten Winkel zum unteren Teil der Fassade stand. Dann erst brach sie ab und donnerte auf uns herunter.

Von der Bruchstelle knatterte wie ein Maschinengewehrfeuer ein letzter Rest von Ziegelsteinen und Mörtel in die Tiefe. Das Getöse betäubte uns und brachte uns gleichzeitig zur Besinnung. Wir warfen den Schlauch hin und duckten uns. Später erzählte Len, daß ich mit gesenktem Kopf mich langsam auf ein Knie niedergelassen habe, wie ein Mann, der seinen Ritterschlag erwartet. Den Ritterschlag bekam ich. Ein unsagbares Krachen — ein Donnerschlag, zusammengedrängt auf den Raum eines Trommelfells — und dann hagelte es Ziegel und Mörtel, die mir das Gesicht zerfetzten und verbrannten.

Lofty, der neben der Pumpe gestanden hatte, wurde erschlagen. Len, Verno und mich haben sie ausgebuddelt. Es lag nicht viel Schutt über uns. Wir hatten Glück gehabt. Eine von den symmetrischen, rechteckigen Fensterumrandungen hatte uns eingerahmt.

 Aus dem Englischen von Ilse Heim-Winter

# Einige englische Romanciers von heute

VON CLAIRE-ELIANE ENGEL

Die englische Literatur ist auch in unsern Tagen noch eine außergewöhnlich reiche. Wohl haben Uebersetzungen, Essays und größere Untersuchungen einzelne Bücher kurz nach Erscheinen in Europa bekannt gemacht, aber den — allerdings schwierig zu gewinnenden — Ueberblick über das Ganze der englischen Gegenwartsliteratur findet man selten. Einer der bedeutenderen Autoren hat auf dem Kontinent den Widerhall gefunden, den sein vielfältig und subtil instrumentiertes Werk verdient: Charles Morgan. Vor kurzem hat er einen neuen Roman veröffentlicht, «The Judge's Story», wiederum ein Dokument seines klaren und tiefschürfenden Denkens. In bewußter Auseinandersetzung mit unserer Zeit wird das ganze Problem des Individualismus, des auf sich selbst gestellten persönlichen Daseins im Zusammenhang mit den großen und dauernden geistigen Werten aufgerollt.

Im folgenden möchte ich kurz andeuten, was in der literarischen Welt Englands das Werk zweier bei uns kaum bekannter Romanciers bedeutet. Sie heißen Graham Greene und Henry Green, und die Aehnlichkeit der Namen darf nicht zu Verwechslungen verleiten: abgesehen vom Alter (sie sind beide um die vierzig herum) haben sie fast nichts gemeinsam.

Graham Greene ist bisher mit ungefähr zehn Arbeiten — Romanen, Reiseberichten, Novellen — hervorgetreten. Seit etwa einem Jahrzehnt zielt im englischen Schrifttum eine an Spielarten reiche, starke Bewegung auf einen neuen Spiritualismus, und der Krieg hat sie bedeutend gefördert. Angesichts der wirren Verlorenheit des Menschen sucht sie nach den zeitlosen Werten. Die herbe und machtvolle protestantische Allegorik von C. S. Lewis («The Great Divorce»), der tätige und ernste Idealismus Charles Morgans, der halb christliche, halb buddhistische Mystizismus Aldous Huxleys («Time must have a Stop»): lauter Symptome, die auf eine allgemeine geistige Strömung schließen lassen — zu schweigen von den künstlicher anmutenden Bestrebungen bei Somerset Maugham («The Razor's Edge») und Evelyn Waugh («Brideshead Revisited»). Auf dieser Suche nach dem zeitlos Gültigen verfolgt Graham Greene seine besondere Bahn. Zwar ist er katholischer Konvertit, aber er begnügt sich nicht mit geläufigen Lösungen, sondern legt den Nachdruck auf die tiefste Stelle, auf das christliche Wissen um die Sündhaftigkeit des Menschen. Im Gegensatz zu dem ethisch eher instinkthaften Verhalten vieler Gestalten des modernen Romans unterscheiden die seinigen deutlich zwischen Gut und Böse im metaphysischen Sinn. Haben sie unter der Gewalt der Verhältnisse oder der Vorbestimmung — Greenes Katholizismus scheint jansenistisch getönt zu sein — den Weg des Uebels eingeschlagen, so sehen sie sich auf einmal den Aengsten der Verdammnis ausgeliefert. Mehrmals zitiert der Verfasser die Worte des Mephistophilis aus Marlows «Faustus»: "Why, this is Hell, nor am I out of Hell!" Vom Gefühl der Höllennähe gepeinigt, leben viele seiner Gestalten in einer ausweglosen Welt. Unsäglich verwirrt, finden sie kein Vergessen und wissen nichts von der Gleichgültigkeit derer, die der Gedanke an eine jenseitige Welt nie bewegte.

Das kennzeichnendste Werk Graham Greenes ist der Roman «The Power and the Glory» (1940), wo der harte Zugriff zusammen mit dem Sinn für das vor jenseitigen Hintergründen ablaufende Drama des menschlichen Lebens einen unverlöschlichen Eindruck hervorruft. Die Handlung spielt im Staate Mexiko zur Zeit der antireligiösen Verfolgungen. Hauptgestalt ist ein verstoßener, schlaffer, zum Trunk neigender Priester, der gegen sozusagen alle Gelübde und Gebote gesündigt hat. Wie aber die Regierung seine Gefährten unter Androhung der Todesstrafe aus dem Lande weist, bleibt er, sozusagen gegen seinen Willen, um seines Amtes zu walten. Alles, was ihm früher gewiß erschien, hat er preisgegeben, ausgenommen einen verzweifelten Glauben an Gott und die Einsicht in seine eigene Verworfenheit. Wie Freiwild gehetzt, seines Schicksals bewußt, erfüllt er seine Aufgabe in einer Atmosphäre hellsichtiger Angst. Und so, wie er es voraussah, geschieht es: ein Mann, dem er heimlich die Sakramente brachte, verrät ihn. Bis zum Heroismus und zur höchsten Selbstverleugnung erhebt er sich in seinem Flüchtlingsleben und weiß es kaum. Auch bis zur Heiligkeit? Darüber wagt auch der Autor nicht sich auszusprechen. Jedenfalls: am Morgen der Exekution geht der Priester durchdrungen von der Gewißheit der göttlichen Gnade und seiner eigenen Unbedeutendheit in den Tod.*

Kürzlich hat Graham Greene neunzehn Novellen in einem Band vereinigt; sie haben zwar nicht den Tiefgang seiner Romane, lassen aber eine andere Seite seiner Begabung erkennen: die alles Ueberflüssige verschmähende Konzentration und den Sinn für das Atmosphärische.

Henry Green hat fast jedes seiner Bücher zu einem Experimentierfeld gemacht. Er sucht nicht eine deutlich umschriebene Lebensphilosophie, wohl aber beobachtet und transfiguriert er. «Living», verfaßt in der Mundart von Birmingham, bietet die Summe seiner Erlebnisse aus der Zeit, als er nach Abschluß seiner Studien in Oxford als einfacher Arbeiter in der väterlichen Fabrik tätig war. «Caught» ist der Niederschlag von Beobachtungen während des Blitzkrieges in London, wo er in einer Feuerlöschmannschaft diente. Und so ist es in jedem Roman. Bisweilen folgt er James Joyce nach und gibt die Gedanken seiner Gestalten bis in die feinsten Verästelungen des inneren Monologes wieder. So erhält das Schreckensbild der brennenden Docks, unzusammenhängend gesehen von einem todmüde und gepeinigt in Glut und Rauch arbeitenden Menschen, packende Gewalt. Greens neuester Roman, «Back», schildert die tragische Heimkehr eines jungen Mannes, der nach jahrelanger Kriegsgefangenschaft mit zerrütteten Nerven einer Doppelgängerin seiner früheren, im Krieg verstorbenen Geliebten begegnet. Aufrüttelnd gibt der Verfasser die Erschütterungen eines Geistes wieder, auf den der Wahnsinn lauert. Schließlich aber bricht der Bann, und das Leben setzt an dem Punkte wieder ein, wo der Krieg es gelähmt hatte.

Man darf aus dem Werk dieser beiden jungen und reichbegabten Schriftsteller keine zu weit reichenden Schlüsse ziehen. Aber so verschieden ihre Wege auch sind: man spürt doch, daß sie nach dem Sinn eines Lebens forschen, in dem der eine wie der andere mehr sieht als

"... a tale
Told by an idiot, full of sound and fury,
Signifying nothing."

* Vgl. die Textproben auf den folgenden Seiten

# Das Mädchen und der Flüchtling

*Aus dem Roman «The Power and the Glory» von Graham Greene (Heinemann, London)*

*Vergleiche die Besprechung von C.-E. Engel auf nebenstehender Seite 28*

Hauptmann Fellows sang laut vor sich hin zum Takt des Motors in seinem Boot. Er fabrizierte seine Lieder aus dem Stegreif, und seine Stimme war alles andere als melodisch: «Heimwärts, heimwärts, gutes Essen wird es g-e-e-ben / Nichts wert ist das Futter in der Städter L-e-e-ben.» Er bog aus dem Hauptgewässer in einen Nebenfluß ein. Ein paar Alligatoren lagen auf dem sandigen Ufer. «Eure Schnauzen, eure Schnauzen mag ich nicht.» Fellows war ein glücklicher Mensch.

Die Bananenplantage erschien auf beiden Ufern; seine Stimme dröhnte unter der blanken Sonne. Kein Laut war ringsum zu hören außer seiner Stimme und dem Pochen des Motors. Er war ganz allein. Eine Grundwelle jungenhafter Lebensfreude trug ihn hoch empor — Männerarbeit, unbändiges Herz; durch nichts fühlte er sich gebunden. Nur in einem Land war er noch glücklicher gewesen: das war Frankreich, zur Kriegszeit, in der Wüste der Schützengrabenlandschaft. Der Nebenfluß wand sich tiefer in das unermeßliche Sumpfland hinein, ein Bussard schwebte mit ausgebreiteten Schwingen am Himmel. Fellows öffnete eine Blechbüchse und verzehrte ein Sandwich — nirgends schmeckte das Essen so gut wie im Freien. Ein Affe erhob plötzlich ein Geschnatter, als das Boot vorüberfuhr, und Fellows fühlte sich selig eins mit der Natur. Ein unbestimmtes Gefühl der Nähe zu aller Welt kreiste mit dem Blut durch seine Adern, er fühlte sich überall auf Erden heimisch . . . Einige Bungalows stiegen aus dem Sumpfboden auf. Er war zu Hause.

Ein leichtes Wölkchen dämpfte sein Glück. Er dachte: Schließlich sieht es ein Mann doch gern, wenn man ihn willkommen heißt.

Er schritt seinem Bungalow zu. Es zeichnete sich vor den andern, die unten am Ufer lagen, durch ein Ziegeldach, eine Fahnenstange ohne Fahne und ein Türschild mit der Aufschrift «Central American Banana Company» aus. Zwei Hängematten waren auf der Veranda aufgehängt, aber keine lebende Seele war zu sehen. Fellows wußte, wo seine Frau zu finden war — *sie* hatte er hier außen nicht erwartet. Geräuschvoll brach er durch eine Tür und rief: «Daddy ist da!» Ein abgezehrtes Antlitz sah ihn verängstigt durch ein Moskitonetz an; seine Stiefel malmten Frieden in den Boden. Mrs. Fellows wich tiefer in das weiße Zelt zurück. Er sagte: «Froh, daß ich wieder da bin, Trix?» Sie ließ auf ihrem Gesicht die Zeichensprache ihres furchtsamen Grußes erscheinen. Es war wie jenes Kunststück auf der Wandtafel: Man will, ohne mit der Kreide abzusetzen, einen Hund zeichnen, und was herauskommt, ist eine Wurst.

«Ich bin glücklich, daß ich zu Hause bin», sagte Fellows, und er glaubte es. Es war eine unerschütterliche Ueberzeugung, daß er wirklich die gültigen Regungen der Liebe und der Freude und des Kummers und des Hasses empfinde.

«Alles in Ordnung im Bureau?»

«Ausgezeichnet», sagte Fellows, «ausgezeichnet.»

«Gestern hatte ich ein wenig Fieber.»

«Man muß dich gut pflegen. Jetzt wird wieder alles gut sein», sagte er unsicher, «jetzt, wo ich wieder zu Hause bin.» Spassend wich er dem Fieberthema aus, klatschte in die Hände, lachte eine Scholle, während sie unter ihrem Zeltnetz zitterte.

«Wo ist unsere Tochter Coral?»

«Beim Polizisten», sagte Mrs. Fellows.

«Ich hatte gehofft, sie hole mich ab», bemerkte er, ziellos im kleinen Raum, der voller Stiefelleisten war, umherwandernd, bis ihm aufdämmerte, was sie gesagt hatte. «Ein Polizist? Was für ein Polizist?»

«Er kam gestern abend, und Coral ließ ihn auf der Veranda übernachten. Er fahnde nach jemand, sagte er.»

«Merkwürdig, *hier?*»

«Es ist kein gewöhnlicher Polizist. Es ist ein Offizier. Er ließ seine Leute im Dorf zurück — sagt Coral.»

«Ich finde wirklich, du solltest aufstehen», sagte er. «Ich meine — diese Kerle, man kann ihnen nie trauen.» Und ohne rechte Ueberzeugung: «Sie ist ja noch ein Kind.»

«Ich sage dir doch, daß ich Fieber hatte», klagte Mrs. Fellows. «Ich war schrecklich krank . . .» Das Entsetzen saß unentwegt genau hinter ihrer Schulter — sie verzehrte sich im Bemühen, nicht zurückzuschauen. Sie verlieh ihren Aengsten Gestalt, so daß sie ihnen — in der Form von Fiebern, Ratten, Untätigkeit — Auge in Auge gegenüberstehen konnte. Das Eigentliche aber war tabu — der Jahr für Jahr näherrückende Tod auf diesem merkwürdigen Fleck Erde, wo jedermann sein Bündel schnürte und aufbrach, während sie in einem Totenreich zurückblieb, von keinem besucht.

Er setzte sich auf den Bettrand und legte die Hand auf ihren Arm. Etwas war ihnen gemeinsam — etwas wie Eingeschüchtertheit. «Willst du nicht zu dem Mann hinausgehen?» — «Ach ja. Ich gehe gleich.» Aber er rührte sich nicht — das Kind kam auf ihn zu.

Sie stand unter der Türe und warf den wissenden Blick eines grenzenlos sich verantwortlich fühlenden Menschen auf die beiden. Unter ihren ernsten Augen wurden sie zu einem kleinen Jungen, dem man nicht trauen konnte, und zu einem geisterhaften Wesen, zu einem Quentchen verschüchterter Luft, das man mit einem Hauch hinwegwehen konnte. Sie war noch sehr jung, etwa dreizehn. In diesem Alter fürchtet man gewisse Dinge nicht, nicht das Alter und nicht den Tod und alle die Dinge, die unversehens eintreten können: Schlangenbisse und Fieber und Ratten. Sie war vom Leben noch nicht erfaßt, sie hatte einen trügerischen Anflug von Unberührbarkeit. Aber in Wirklichkeit hatte die mexikanische Sonne bereits ihr zerstörerisches Werk an dem Kind getan; es war zu einem Skelett abgezehrt. Die goldene Spange um das knöcherne Gelenk war wie das Schloß an einer Leinwandtür, die ein einziger Faustschlag brechen kann. Sie sagte: «Ich habe dem Polizisten gemeldet, du seist zurück.»

«Dann muß ich natürlich gehen», sagte Fellows mit einem hohlen Lachen, das ohne Zuversicht war. Er gab den Arm seiner Frau frei und ließ sich widerwillig in die Nachmittagssonne hinausführen. Der Polizeioffizier stand, eine reglose, olivfarbene Gestalt, vor der Veranda; er rührte nicht einen Fuß, um Fellows entgegenzugehen.

«Nun, Herr Leutnant?» sagte Fellows obenhin. Es fiel ihm plötzlich auf, daß Coral mit dem Polizisten mehr Aehnlichkeit hatte als mit ihm, ihrem Vater.

«Wir sind hinter einem Mann her», antwortete der Leutnant. «Man hat ihn in dieser Gegend gesehen.»

«Hier kann er nicht sein.»

«Dasselbe sagt mir Ihre Tochter.»

«Sie muß es wissen.»

«Es liegt eine sehr schwere Anklage gegen ihn vor.»

«Mord?»

«Nein. Verrat gegen die Regierung.»

«So: Verrat», sagte Fellows, und sein ganzes Interesse schwand dahin: Verräterei gab es überall; sie war zahlreich wie kleine Kasernendiebstähle.

«Es ist ein Priester. Ich zähle darauf, daß Sie Anzeige erstatten, sobald er gesehen wird.» Der Leutnant schwieg. «Sie genießen als Ausländer den Schutz unserer mexikanischen Gesetze. Wir erwarten, daß Sie unsere Gastfreundschaft zu würdigen wissen. Sie sind doch nicht Katholik?»

«Nein.»

«Dann kann ich darauf zählen, daß Sie ihn melden?»

«Ich denke.»

Der Leutnant stand in der prallen Sonne wie ein finsteres, drohendes Fragezeichen; seine Haltung schien zu besagen, daß er von einem Ausländer auch nicht das winzigste Fleckchen kühlenden Schattens annehmen würde. Aber eine Hängematte hatte er benutzt; er mußte sie, dachte Fellows, als requirierten Gegenstand betrachtet haben. «Ein Glas Sprudel vielleicht?»

«Nein, nein danke.»

«Nun», sagte Fellows, «etwas anderes kann ich Ihnen nicht anbieten, nicht wahr? Alkoholgenuß ist Landesverrat unter der mexikanischen Prohibition.»

Der Leutnant drehte sich plötzlich, und als ob er den Anblick des Mannes nicht mehr ertrüge, auf dem Absatz um und eilte langen Schrittes auf dem Weg zum Dorf dahin; Pistolenhalfter und Gamaschen blitzten in der Sonne. Als er eine Strecke gegangen war, konnten sie ihn innehalten und ausspucken sehen: er war nicht unhöflich gewesen, er hatte sich beherrscht, bis er sich außer Sicht glaubte und seinen Haß und seine Verachtung für eine von der seinen verschiedene Lebensart ausspeien konnte — für gelassenes Behagen, Sicherheit, Duldung.

«Mit dem möchte ich nicht gern etwas zu schaffen haben», sagte Fellows... «Wie hast du ihn davon abhalten können, unser Gelände zu durchsuchen?»

«Ich drohte, ich würde die Hunde auf ihn hetzen und mich beim Minister beschweren. Er habe nicht das geringste Recht...»

«Oh, Recht», warf Fellows ein, «die tragen ihr Recht im Pistolenhalfter. Es hätte nichts geschadet, ihn reinschauen zu lassen.»

«Ich gab ihm mein Wort.» Sie war so unbeugsam wie der Leutnant: klein und dunkel und nicht am Platz in diesen Bananenhainen. Sie hielt die Dinge fest in der Hand. Die Zukunft, angefüllt mit Kompromissen, Aengsten und Reue, lag noch draußen, noch war das Tor geschlossen, welches eines Tages das alles hereinlassen würde. Aber jetzt, jeden Augenblick konnte ein einziges Wort, eine Gebärde, die geringfügigste Handlung zu ihrem Sesam werden — wohin? Fellows hatte Angst; er spürte die Gegenwart einer ungemessenen, herrenlosen Liebeskraft, sie beraubte ihn der Autorität... Er schloß die Augen — er war ein glücklicher Mann — er summte eine Melodie.

«Von einem solchen Mann», sagte Coral, «wäre ich nicht gern ertappt worden — beim Lügen, meine ich.»

«Beim Lügen? Guter Gott», rief ihr Vater, «du willst doch nicht sagen, *er* sei hier?»

«Natürlich ist er hier.»

«Wo?»

«In der großen Scheune», erklärte sie sanft. «Wir konnten nicht zulassen, daß sie ihn faßten.»

«Weiß deine Mutter etwas davon?»

«O nein. Auf sie konnte ich nicht bauen», antwortete sie mit mörderischer Offenheit. Sie entglitt ihnen beiden; zusammen gehörten sie der Vergangenheit an. In 40 Jahren würden sie genau so tot und vergessen sein wie der Hund vom letzten Jahr. Laut sagte er: «Zeig ihn einmal!»

Er ging langsam. Das Glücksgefühl verließ ihn rascher und gründlicher, als es einen Unglücklichen verlassen kann — ein Unglücklicher ist immer bereit. Als sie vor ihm her schritt, sah er plötzlich zum erstenmal, daß sie in einem Alter war, da mexikanische Mädchen für die erste Begegnung mit dem Mann bereit sind. Was stand bevor? Er wich Problemen aus, denen standzuhalten er nie gewagt hatte. Als sie am Fenster seines Schlafzimmers vorbeikamen, fiel sein Blick auf ein dünnes Etwas, das gekrümmt und abgezehrt und einsam unter einem Moskitonetz lag. Sehnsüchtig und mit sich selber mitleidig, dachte er an die Seligkeit auf dem Fluß: Männerarbeit, unbekümmert um andere. Wenn ich keine Frau genommen hätte... Wie ein Kind wimmerte er den gnadenlosen Rücken vor sich an: «Wir haben in ihrer Politik nichts zu suchen.»

«Das ist keine Politik», erwiderte sie sanft. Sie nahm einen Schlüssel aus der Tasche und schloß die große Scheune auf, wo man die Bananen aufbewahrte, ehe sie den Fluß hinab zum Hafen versandt wurden. Drinnen war es finster nach all dem Sonnenglast. In einem Winkel rührte sich etwas. Fellows zog eine Taschenlampe hervor und richtete den Lichtstrahl auf einen Menschen in einem zerlumpten dunklen Gewand — ein kleiner Mann, der blinzelte und das Rasieren nötig hatte.

«Que es usted?» sagte Fellows.

«Ich spreche englisch.» Der andere preßte ein Köfferchen gegen sich, als ob er auf einen Zug wartete, den er unter keinen Umständen versäumen durfte.

«Sie haben hier nichts zu schaffen.»

«Nein», sagte der Mann, «nein.»

«Das alles hat nichts mit uns zu tun, wir sind Fremde in diesem Land.»

Der Priester antwortete: «Natürlich. Ich werde gehen.» Er stand gebeugten Hauptes wie ein Mann im Ordonnanzzimmer, der den Befehl eines Offiziers entgegennimmt. Fellows gab ein wenig nach. «Warten Sie lieber, bis es dunkel ist. Sie wollen doch nicht ertappt werden.»

«Nein.»

«Hungrig?»

«Ein wenig. Es ist nicht wichtig.» Mit fast abstoßender Demut sagte er: «Wenn Sie mir einen Dienst erweisen wollten...»

«Welchen?»

«Ein wenig Branntwein.»

«Ich breche bereits genug Gesetze für Sie, so wie die Dinge stehen.» Fellows schritt aus der Scheune im Hochgefühl seiner selbst und ließ die kleine gebeugte Gestalt zurück in der Finsternis bei den Bananen. Coral schloß die Tür ab und folgte ihm. «Was für eine Religion», sagte er. «Um Branntwein zu bitten! Schamlos.»

«Aber du trinkst manchmal auch.»

«Meine Verehrteste», erklärte Fellows, «wenn du einmal älter bist, wirst du den Unterschied zwischen einem Gläschen nach Tisch und — nun, dem gewohnheitsmäßigen Trinken begreifen.»

«Kann ich ihm Bier hinausbringen?»

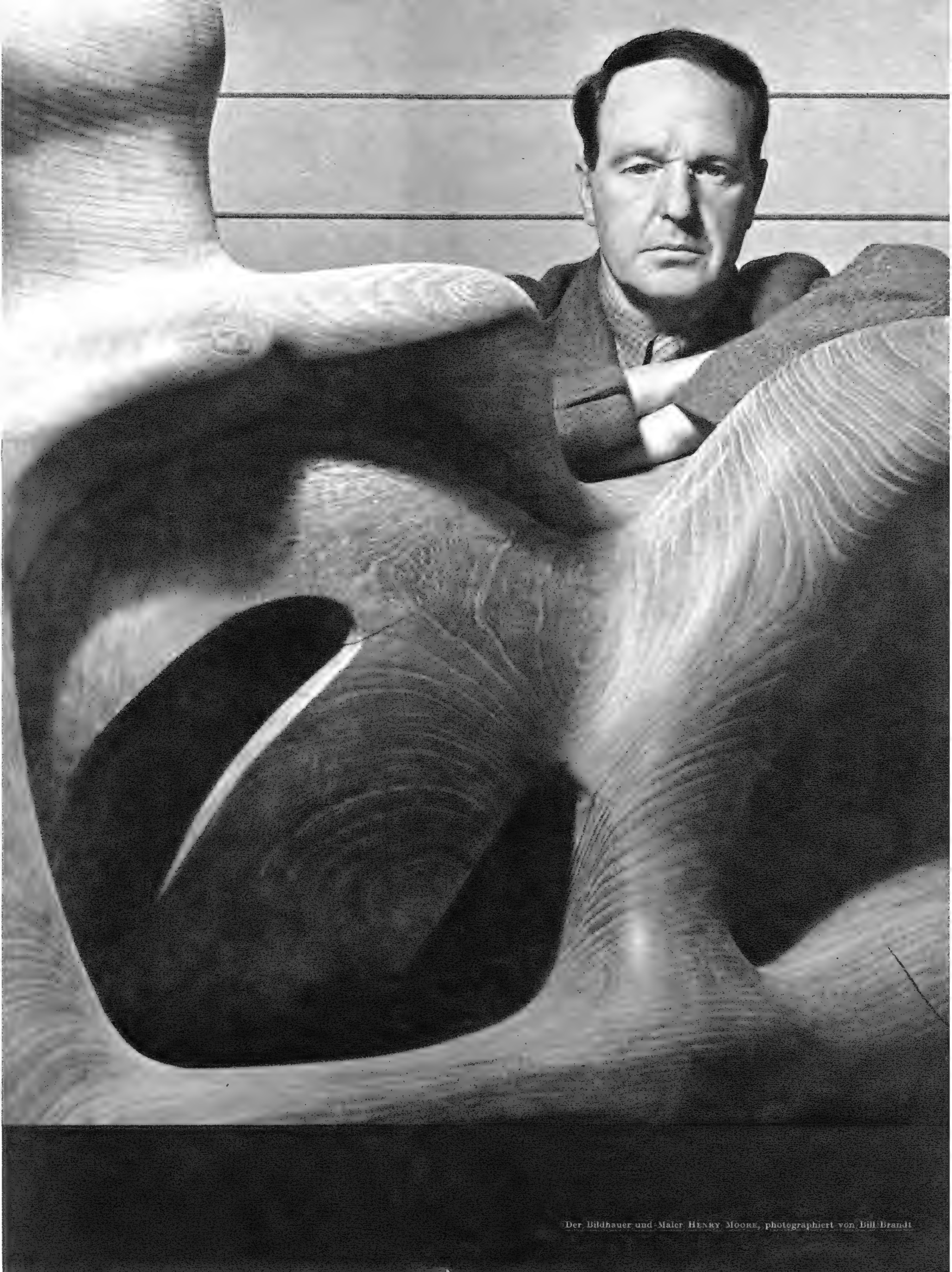
«*Du* wirst überhaupt nichts hinausbringen.»

«Aber die Dienstboten sind nicht verschwiegen.»

Er war machtlos und wütend. «Da siehst du, in was für ein Loch du uns gebracht hast.» Er stapfte ins Haus und in sein Schlafzimmer zurück und ging rastlos zwischen den herumliegenden Stiefelleisten auf und ab. Mrs. Fellows schlief unruhig... Er legte seine schwere, heitere, haltsuchende Hand auf das Etwas unter dem Linnen und sagte: «Nicht wahr, Trixy, es ist kein so schlechtes Leben? Kein schlechtes Leben?» Aber er spürte, wie sie sich versteifte. Das Wort «Leben» war tabu, es erinnerte an den Tod. Furcht lähmte sie, und die Horizonte ihrer Angst wuchsen und wuchsen weit hinaus, bis sie jeden Bezug und die gesamte Welt der leblosen Dinge umfaßten — es war wie ein Vergiftungsvorgang. Nichts konnte man lange anschauen, ohne zu merken, daß alles den tödlichen Keim in sich trug... sogar das Wort «Linnen». Sie warf das Tuch zurück und sagte: «Es ist so schwül, es ist so schwül.» Der da für gewöhnlich glücklich und die da immerdar unglücklich war, sahen beklommen die Nacht um das Lager dichter werden. Sie waren Gefährten, abgeschnitten von der ganzen übrigen Welt; nirgends als in ihren Herzen gab es Sinn und Halt. Wie Kinder in einer Kutsche wurden sie durch schwindelnde Räume getragen und wußten nicht wohin. Mit verzweifelter Fröhlichkeit begann er ein Lied aus der Kriegszeit zu summen — er wollte die Schritte nicht hören draußen auf dem Hof, die auf die Scheune zu gingen...

Coral aber legte die Geflügelstücke und die Maiskuchen auf den Boden und schloß die Tür auf. Unter dem Arm trug sie eine Flasche Cerveza Moctezuma. Drinnen wieder dasselbe Geräusch im Finstern: die Bewegung eines erschrockenen Menschen. Sie sagte: «Ich bin es...»

Deutsch von Albert Bettex



Der Bildhauer und Maler HENRY MOORE, photographiert von Bill Brandt

Henry Moore: Two Women Seated, 1940

Edward John Burra: Landscape with Wheels, 1937



Graham Sutherland: Sun Setting between Hills, 1938

Henry Moore (geb. 1898): Sitzende Frauen. Kreide, Wasserfarbe und Feder, 1940. Man spürt die Bildhauerhand: sensibel bewegt, etwas von der Lust des plastischen Formens vorwegnehmend, zieht sie die Umrißstriche, und die Figuren sehen aus, wie wenn ihr Leben bereits in porösen Stein gebannt wäre. Der Bergmannssohn Henry Moore fand von Masaccio über die Kunst der Primitiven bis zu den Embryonen der Londoner naturwissenschaftlichen Sammlungen hundertfach das vorgebildet, was er darstellen wollte: Grundformen elementaren Lebens, wie es die archaischen Figuren seiner Urmütter auf unserm Bilde sind. Gauguin, Picasso, Blake, der späte Turner wiesen Wege, die von einer die Natur nachahmenden Kunst hinwegführten, und entscheidende Bekräftigungen gab des Kritikers Roger Fry Buch «Vision and Design», das ähnlich wie Herbert Reads' «Art Now» in England maßgebend die Eigenart der modernen gegenüber der konservativen Kunst bestimmte.

Edward John Burra (geb. 1905): Landschaft mit Rädern. Aquarell, 1937. Sein Atelier ist zuoberst im altväterischen, soliden Elternhaus in Rye. Da lebt er, ein Zimmermensch von labiler Gesundheit, und nährt die reiche Phantasie mit Büchern, mit absonderlichen, zweiflerischen und gruseligen vornehmlich; Goya und Mexiko, Picasso, Grosz und Dali sind ihm vertraut, und auf zahllosen Zeitungs- und Postkartenbildern holt der die Oeffentlichkeit Scheuende noch mehr Welt und Unterwelt zu sich herein. So malt er, die Wasserfarbe sehr dicht auftragend, seine kompensatorischen Visionen von Folterknechten, Gehängten, Brünstigen, von Kirchen mit gespenstischen Nonnen um einen vor dem Altar liegenden Crucifixus — bewegte Dramenszenen, voll unersättlicher Lust am Skurrilen. Immer ist das Grauen nahe, Böses lauert, das Leben ist unsicher und bodenlos. Aber selbst die Ikonographie der Weltangst mit starrenden Kanonenrohren und Baumästen wie Knochenhänden wird mitunter verklärt durch das in sich selber selige Spiel mit schönen Farbklängen und erlesenen Formen, und für einen Augenblick herrscht (wie auf unserm Bild) magische, von Unheilsahnungen erfüllte Stille.

Graham Sutherland (geb. 1903): Sonne, zwischen Hügeln untergehend. Aquarell, 1938. Sein Hauptgegenstand ist die Natur. Aber er wählt aus und formt von Grund aus um, bis die Landschaft zum Ausdruck eines Seelenzustandes und das Gemälde zu einer «Paraphrase der Dinge» wird. Nur von ferne erinnert noch etwas an die Stein- und Moorküsten von Cornwall und Pembrokeshire. Dagegen ist deutlich des Künstlers Hang zum schweren, dunklen Ernst wahrzunehmen, das Wissen um den tragischen Grund der Welt. Man hat seine Bilder, leicht übertreibend, schon als die Teile einer großen Mythologie der verlorenen modernen Welt bezeichnet — Sonnenuntergang zwischen düstern Hügeln. Dunkle Farben zieht er vor; über das Gelb eines Aquarells legt sein Pinsel manchmal Schwarz und Violett. Daß Sutherland früher Radierer war, verrät das starke zeichnerische Element, daß er aber Engländer ist, glauben wir (wie bei den beiden andern) daran zu sehen, daß er sich von den extrem abstrahierenden Richtungen der modernen Kunst fernhält — gemäßigte Moderne, englische Moderne. Bx.

Die Erlaubnis zur Wiedergabe der drei Bilder verdanken wir der Penguin Books Limited, auf deren Hefte «Penguin Modern Painters» wir nachdrucklich hinweisen.

1 Auf dem Weg zur Bottle-Party. Photo Willy Rizzo ►

2 London: Das Theater ist aus

3 Zwei Welten bei den Rennen in Ascot

4 Bergarbeiterhäuser in East Durham

5 Der Morgen dämmert über der Vorstadt

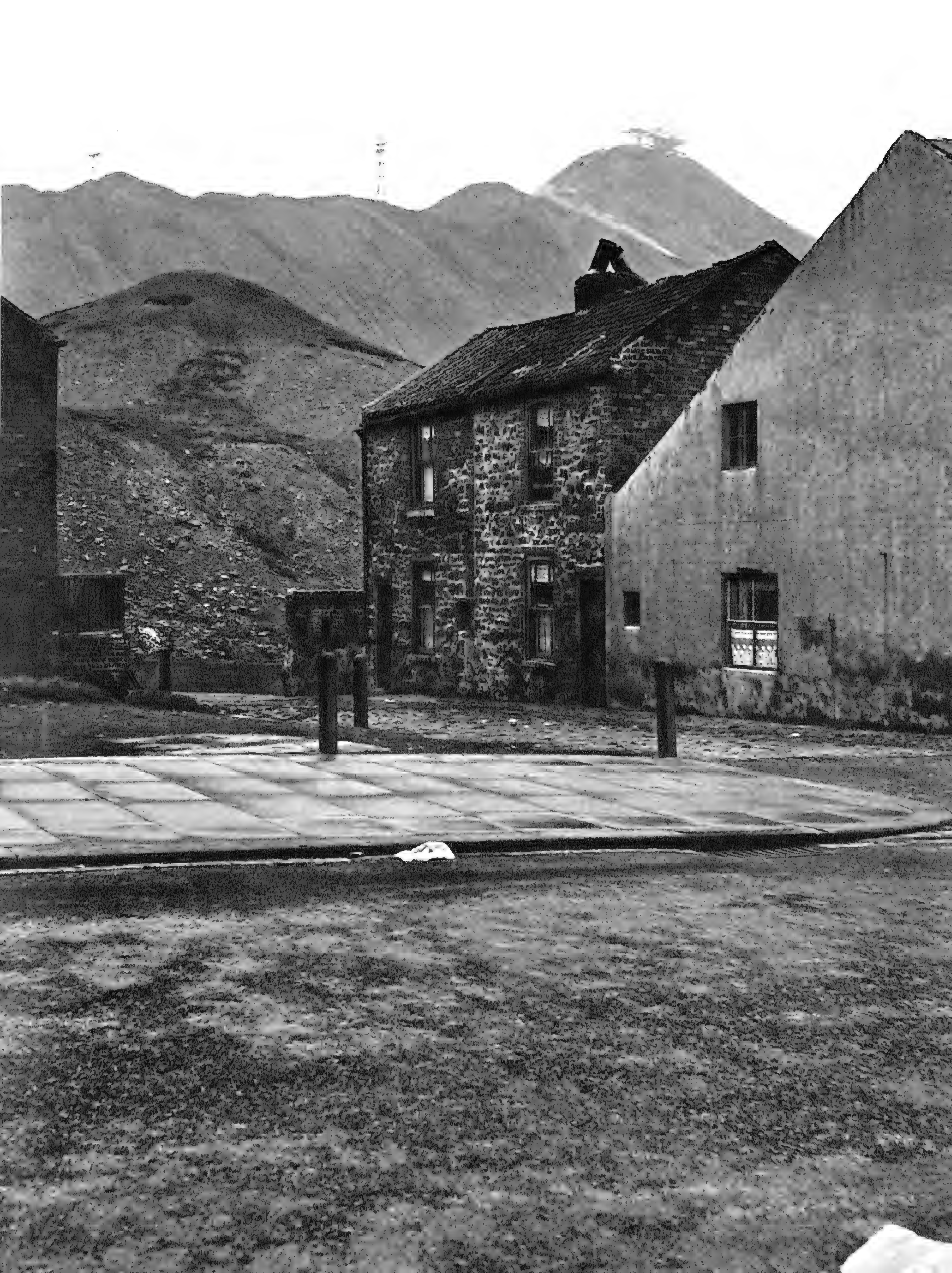
Vier Photos von Bill Brandt, London


CYN 545


HENDON
FINCHLEY ROAD
OXFORD STREET
REGENT STREET
PICCADILLY CIRCUS
CHARING CROSS
CANNON STREET
3
FIT DUNLOP


CANNED
FILTRATE
OIL
DAILY
HERALD
£2,50
FOR
STAR
GAZIN













Scheune und weidendes Vieh in Kent. Photos EMIL SCHULTHESS



# Eine Engländerin und ein Kinoapparat gegen Mussolini

*Eine Episode aus der Arbeit des britischen Informationsdienstes in Arabien*

Freya Stark, die Verfasserin des nachfolgenden Erlebnisberichtes, hat die arabische Welt des Vordern Orients jahrelang kreuz und quer durchzogen und zählt zu den besten englischen Kennern sowohl der uralten Kultur des Arabertums wie auch der jüngsten, weltpolitisch sehr bedeutsamen Regungen unter den Einwohnern jenes politischen Wetterwinkels, wo Europa, Afrika und Asien einander berühren. Wie man in diesen von den Großmächten stark umworbenen Völkerschaften den gefährlichen Lockungen der Achsenmächte entgegenwirken könnte, war im letzten Weltkrieg ein wichtiges Problem britischer Kriegspolitik. Das Informationsministerium entsann sich 1939 unserer Autorin und sandte sie an eine Reihe neuralgischer Stellen des Vordern Orients. Im folgenden Bericht (entnommen ihrem Buch «East is West», John Murray, London 1945) schildert sie, wie sie eine ihrer Aufgaben — die eigentliche diplomatische deutet sie bloß an — in der Hauptstadt des Yemen unter den Augen der Agenten Mussolinis löste, zu einer Zeit, als es um die englische Sache verzweifelt zu stehen schien.

Nördlich von Aden, auf dem Hochplateau, das auf der einen Seite steil zum hügeligen Strand des Roten Meeres abfällt und auf der anderen sanft in die Zentralwüste Arabiens übergeht, liegt das Land Yemen, beherrscht von seinem absoluten Monarchen, dem Imam. Wenn ich sage absolut, so meine ich es buchstäblich; denn der Imam hält sowohl die geistigen wie die politischen Geschicke seines Volkes in Händen. Seit zwei Generationen befehligt er die Armeen in der Schlacht, die Gemüter im Gebet, hortet in seinen Safes den Reichtum der Untertanen, wacht über der Diplomatie, dem Familienleben, dem Handel, der Kleidung, dem Reisen. Seine Hand ist allenthalben spürbar, und seine Heiligkeit wird von dem Bergvolk verehrt.

Im mittleren Teil von Yemen trifft man weder auf die alte Wüstenwelt noch auf die amerikanische Moderne des arabischen Nordens. Man ist umgeben vom arabischen Mittelalter, von der gleichen Lebensweise, welche die Reisenden zur Zeit der Kreuzzüge und später noch in Palästina und Syrien fanden, bis dann das Mittelmeergebiet von der westlichen Zivilisation erfaßt wurde. In der Residenz von San'a lebt Seine Majestät, der Imam Iahya, heute noch nicht viel anders als seine Vorgänger vor sechshundert Jahren. Auf bizarre Guerillakämpfe und Verfolgungen in den Bergen blickt er nach einem langen Leben zurück — auf die schließliche Vertreibung der Feinde. Zwar waren diese Feinde die Türken und nicht die Christen wie früher; doch darin liegt nur ein geringer Unterschied für ein Gebirgsvolk, das sich stets allem Zwang von außen widersetzt und auf die Dauer seine Freiheit wahrt, mag es aus Yemen, Schottland oder Judäa stammen.

Die Türken sind abgezogen, und nur ihre spitzen Minaretts sind geblieben, ihre — anders als die mittelalterlichen Burgen von San'a — leichtgebauten, schmalfenstrigen Häuser und ihre Zypressen vor den Gartenmauern. Nur ein paar alte Offiziere, die in den Uniformen ihrer Jugend eingeschrumpft sind, wurden hierher verschlagen und müssen die Truppen ausbilden, die sie früher kommandiert hatten.

Einst lag über dieser kleinen, von der modernen Welt unendlich entfernten Armee der Schimmer des Ruhmes. Vor fünfzig Jahren marschierte sie mit ihren veralteten Gewehren ungehindert in den Hügelsenkungen und wehrte jeden fremden Angreifer ab, der es wagte, durch die steilen Schluchten in ihre Regionen zu dringen. In einem Zeitalter, das noch keine Flugzeuge kannte, hatte sie die Türken von den Landesgrenzen vertrieben. Heute aber (das heißt im Jahre 1940) ist Yemen eine knappe Flugstunde von Eritrea entfernt, wo die Faschisten wie Falken mit gekrümmten Klauen sitzen, bereit, auf ihre Beute herniederzustoßen. In diesem Kampf hat das mittelalterliche Arabien keinen Platz mehr, sowenig wie die antike Beduinenwelt; und wenn die Truppen von San'a trotzdem noch paradieren können und jeden Freitagmorgen den Staub mit ihren nackten Sohlen aufwirbeln, so verdanken sie es den paar Wellington-Maschinen in den Hangars von Aden und dem britischen Panzerkreuzer Leander unten im Hafen des Roten Meeres.

In diesem Land ist jeder Fremde Gast des Imams; denn ohne dessen nur selten erteilte Genehmigung kann niemand dort hinauf gelangen. Für drei Tage oder auch länger, je nach dem Grad der Begünstigung, wohnt und speist man in dem königlichen Haushalt, außerdem erhält der Fremde eine Wache, die ihn keinen Schritt allein gehen läßt. Die religiösen Bräuche des mittelalterlichen Arabien verbieten Bilder und Gegenstände, die ein Abbild des Menschen darstellen. Solche Dinge werden am Zoll von Hodeidah beschlagnahmt. Die Mitnahme eines Grammophons erforderte einen diplomatischen Briefwechsel und wurde nur nach vielem Hin und Her gestattet. Ein junger englischer Arzt mußte seine Violine zurücklassen, wegen der «Frivolität» des Saitenspiels.

Trotz allem bahnt sich der Westen einen Weg. In dem Königspalast brennt sonderbar bleiches elektrisches Licht, und das Arsenal, in dem ein dänischer Ingenieur versuchte, Kanonen zu fabrizieren, ging glücklicher- oder unglücklicherweise in die Luft. Die alten Familien, die sich der königlichen Gunst erfreuten, durften 1940 ein Radio besitzen, um Nachrichten zu hören.

Die Spitäler, die in Arabien auf eine alte Tradition zurückblicken und sehr geschätzt werden, führten in ihren Transportzügen sonderbare Dinge mit. Sie bildeten die hauptsächlichsten Propagandainstitutionen der Faschisten; italienische Aerzte wurden so an strategisch wichtigen Punkten angesiedelt. Die medizinische Mission in San'a bestand aus etwa zwölf Personen, darunter Techniker, Ingenieure und allerlei Personal, das nicht das geringste mit der Sanität zu tun hatte, und war die größte ausländische Kolonie der Stadt. Das Krankenhaus war ein neues, außerhalb der Stadt gelegenes Gebäude, dessen kleinerer und schäbigerer Trakt von den Engländern geleitet wurde. Als 1940 die Neutralität Italiens bereits auf wackeligen Füßen stand, überführten die italienischen Aerzte ihre Todeskandidaten in die englischen Abteilungen und verbreiteten überall ein Gerücht von der hohen Sterblichkeitsquote bei ihren Rivalen. Der englische Stab war klein und unter allen Umständen gezwungen nachzugeben. Die Briten machten den hoffnungslosen Versuch, die Araber davon zu überzeugen, daß nichts anderes als die Heilkunde Aufgabe der Aerztemission sei. Der Yemenit, der nur italienische Meldungen hörte und sowieso an die Allmacht der Diktatur glaubte, war überzeugt davon, daß die Demokratie den Krieg verlieren müsse. Als käme ich mit einer neuen eisernen Waffe ins Bronzezeitalter, so drang ich 1940 mit meinem tragbaren Kinoapparat, den ich in meinen Kleiderkoffern versteckt hatte, in diese uralte Welt.

«Sie können nicht gewinnen, das wissen Sie doch», sagte Raghib Bey, der Außenminister des Imam, bedauernd. Er saß auf einem Kelim unter dem Mandelbaum meines Gartens in San'a, und um ihn waren seine zwei Frauen und ich gruppiert; wir müssen ausgesehen haben wie die moderne Fassung einer persischen Miniatur. «England», so fuhr er



Englische Kriegsschiffe im Feuer. Photo ATP

fort, «hat seine Kriege immer gewonnen, weil es die Meere beherrschte und wertvolle Verbündete zu Lande besaß. Heute beherrscht es zwar noch die See, hat aber keine Freunde mehr zu Land. Schade, England muß verlieren.»

Raghib Bey hatte seine Jugend in Italien verlebt und mochte die Italiener gern, die übrigens auch bei weitem die nettesten Leute waren, mit denen man in San'a gesellschaftlich verkehren konnte. Das schloß nicht aus, daß sie ganz unverhohlen einen Angriff für den Zeitpunkt vorbereiteten, an dem England anderweitig zu beansprucht sein würde, um einzugreifen. Obwohl ich der Feind Italiens war, schätzte der Imam meine Anwesenheit. Er nahm mich zu einer Zeit bei sich auf, als weder Journalisten noch Diplomaten zugelassen wurden, und seine Hilfe und Gastlichkeit erleichterte meine Reise, die ich in einem rüttelnden Fordwagen zurücklegte auf den für Kamelkarawanen bestimmten holprigen und ungepflasterten Bergpfaden. Ueber Hügel und Ebenen wand sich ein Telephondraht; über diese Leitung hatte mich der königliche Willkommensgruß erreicht.

Ein kleines Haus, das mitten in den Gärten der türkischen Vorstadt lag, war für mich bestimmt. Während der ersten zehn Tage nach meiner Ankunft erhielt ich das Essen aus der Küche Seiner Majestät, und da mir diese Begünstigung eine Woche länger erteilt wurde, als die arabische Etikette es heischt, durfte ich meine Person für willkommen halten. Im Treppenhaus hielten ständig drei Soldaten Wache.

Hier verlebte ich beinahe zwei Monate, während denen ich in allen Villen der Nachbarschaft Besuche abstattete. Durch den Fraueneingang erklomm ich über viele dunkle Treppen die hohen, sonnigen Gemächer des Harems, die mit schweren Teppichen belegt waren. Von hier aus konnte man durch vergitterte Fensterausschnitte die Geschäftigkeit der Stadt von fern beobachten und dem Geschwätz der Frauen lauschen, das nur von einer Dienerin unterbrochen wurde, die Tee in kleinen Bernsteinschalen servierte. Hier begegnete ich auch ständig dem italienischen Frauenarzt, dessen Lächeln immer säuerlicher wurde, je deutlicher sich Englands Krieg im Schatten einer größeren Welt abzeichnete. Die Faschisten hatten damals die Trumpfkarten in der Hand, sie waren auf dem Höhepunkt ihrer Macht und, wie jeder annahm, auf der Seite des Gewinners; sehr viele unter den führenden arabischen Persönlichkeiten waren bestochen. Als ich anfing, ihnen im Weg zu stehen, versuchten zwei Minister alles Erdenkliche, um mich zurück nach Aden zu schicken, woher ich gekommen war. Zu meinen Gunsten jedoch sprach, daß die Faschisten persönlich unbeliebt waren, trotz oder vielleicht wegen ihres selbstsicheren Gebarens. Bestechung, davon bin ich überzeugt, ist der falscheste Weg zum Herzen des Arabers. Mit Bestechung kann man in einer kritischen Situation nichts bei einem Volk erreichen, dessen typischer Gesichtspunkt derjenige des Richters ist, der von beiden Parteien Geld nimmt und nach dem Prozeßurteil zurückgibt, was der Verlierer gezahlt hat.

Ich glaube, der Imam war hocherfreut über die Aussicht auf eine Gegenbeeinflussung, die ohne sein Zutun agierte. Ich habe natürlich niemals mit ihm darüber gesprochen; denn eine solche Ehre wird Frauen nicht zuteil. Aber mein Koch durfte jeden Morgen der Audienz beiwohnen und Fragen über meine Gesundheit und häusliche Bequemlichkeit beantworten, er überbrachte auch dem Imam kleine Mitteilungen, die ich — vom Kammerherrn instruiert — auf die *untere* Hälfte eines Bogens schrieb, so daß die königliche Antwort und Unterschrift *über* mein eigenes Schreiben gesetzt werden konnten.

Die fortschrittlich Gesinnten der Gesellschaft waren auf meiner Seite, und zwar wegen des Kinos. Bei meinem ersten Besuch, den ich der Gattin des Außenministers abstattete, erwähnte ich nebenbei den Besitz eines Kinos.

«Ein Kino?» fragte sie staunend. «Ein Kino in San'a! Das müssen wir sehen.»

«Nichts würde mir größeres Vergnügen bereiten», sagte ich, «aber als Gast darf ich Seine Majestät, den Imam, nicht verstimmen und muß seine Erlaubnis einholen.»

«Ich will mit der Königin reden», erbot sich daraufhin die Gattin des Außenministers. — Ich hege allergrößtes Zutrauen zu der Macht unemanzipierter Frauen, wenn es sich um die Erfüllung ihrer Wünsche handelt, und richtig, nach ein paar Tagen wurde ich gebeten, eine Privatvorstellung im Frauenpalast zu geben.

Dieses Ereignis brachte eine Aenderung in mein Leben.

Ich verbrachte zwar den Tag noch immer in den Frauengemächern, die wie Krähennester ins oberste Geschoß der Burgen eingebaut sind, oder in meinem Boudoir, wo ich bei einer Stickerei auf dem Kissen vor dem Fenster saß und den faschistischen Lügenmärchen lauschte, die mir von einer stets wachsenden Besucherzahl aufgetischt wurden. Mittlerweile wurde der Leiter der faschistischen Mission zusehends wütender über meine Anwesenheit und beleidigte mich auf Schritt und Tritt. Er hatte ein Profil, das an ein Ferkel erinnerte, und bei seinem Anblick kam mir das alte englische Sprichwort in den Sinn: Eine seidene Börse kann nicht aus einem Schweinsohr gemacht werden. Ich verfaßte mit meinen Freunden ein arabisches Couplet, das diesen Refrain trug, und wir verbreiteten es in den Harems von San'a. Von nun an unterließ es der italienische Frauenarzt, mich zu grüßen, was ihm sichtlich nicht schwerfiel.

Kaum zogen jedoch die ersten Sterne am Abendhimmel auf, begann meine Tätigkeit als Filmoperateur.

Der privaten Vorführung in dem königlichen Harem schloß sich beinahe allabendlich eine Schau im Kreise einer der maßgebenden Familien der Stadt an. Jedes Haus hatte seine separate Vorstellung, da die Männer sich nicht mit den Frauen einer fremden Familie zusammensetzen durften, aber alle den Film sehen wollten. Jeden Morgen mußte ich von neuem eine königliche Erlaubnis einholen, und jeden Abend unternahm ich eine andere Runde.

Wir durften nicht den pompösen Haupteingang der Häuser benutzen, sondern warteten, bis sich die versteckte Haremstür öffnete und sich aus der Dunkelheit die mit Armspangen geschmückte Hand einer Dienerin oder Sklavin streckte, die uns den Weg ins Innere des Hauses wies. Naji, der Koch, blieb unten bei der Benzinmaschine, die den Apparat betrieb. Wir klommen über gewundene Stiegen bis hinauf zu dem Raum, wo die Frauen versammelt waren, dort ließ ich durch die vergitterte Fensterluke das Kabel herunter und verknüpfte Vergangenheit und Gegenwart durch dieses mechanische Band.

Mein Kino war sehr harmlos: ich konnte nur drei Wochenschauen zeigen, eine über unsere Landarmee, eine über die Flotte und eine über die Luftwaffe. Alle drei vermieden sorgfältig, die Schreckensseiten des Krieges zu zeigen. Ich besaß auch zwei von den Kulturfilmen, die das Informationsministerium damals zur Festigung des englischen Prestiges für geeignet hielt: eine Schafzucht in Yorkshire und das Leben in Edinburgh. Ich glaube, daß die «Schafzucht» den Yemeniten sehr albern vorkam; für sie ist das eine langweilige Alltagsbeschäftigung, um die es sich nicht lohnt, so viel Wesens zu machen. Hingegen waren die Frauen entzückt von dem «Leben in Edinburgh».

Obwohl die Kriegsfilme schlecht waren, verursachten sie eine kleine Revolution in den Gefühlen der Bewohner. Seit sechs Monaten war England im Krieg, ohne daß Informationen hierher gedrungen wären; daher hatten die Faschisten und der Berliner Rundfunk ein leichtes Spiel, die Yemeniten zu überzeugen, daß die britische Armee von Himmel und Erde verschwunden sei. Und nun sahen die Zuschauer mit eigenen Augen Tanks und Flugzeuge, die ihre Bomben abwarfen, und die Schlachtschiffe *Nelson* und *Rodney*, die ihre mächtigen Geschütztürme drehten und sich schaumbedeckt den Weg durch die Meere pflügten. Ich sprach durch das Mikrophon den arabischen Begleittext und drehte an dem Tonregulator, wenn auf der Leinwand Bomben oder Geschütze erschienen, so daß die Zuschauer das Krachen der Einschläge genießen konnten. Nach Schluß des Films durften die Kinder des Hauses vor das Mikrophon kommen und «Gute Nacht» sagen. Dann zogen wir uns auf demselben Weg zurück, auf dem wir gekommen waren, durch die jetzt noch dunkleren, noch stilleren und noch verlasseneren Gassen; am Himmel leuchtete das Kreuz des Südens, dessen Licht gedämpft schien von dem sanft bewegten Luftmeer, das es durchmaß.

Deutsch von I. Heim-Winter

# Gespräch über die Treue zu sich selbst

VON CHARLES MORGAN

*Personen:*

| | |
|---|---|
| *Severidge:* | Leiter eines mächtigen Industrietrusts, kultiviert, vielseitig, mit der Macht über Menschen und Dinge spielend, moderne Ideen seinen Zwecken angleichend, vom Dichter als Gestalt ohne tragende, starke innere Welt und daher letztlich negativ wirkend dargestellt. |
| *Mrs. Sarrett:* | Seine ältere Schwester. |
| *Henry Lerrick:* | Junger Jurist, leichtsinnig in Schulden verstrickt, von Severidge daraus befreit, als brauchbares Werkzeug in den Dienst seiner Trustpläne gestellt. |
| *Vivien Lerrick:* | Henrys junge Frau, komplexe, reiche, unruhig fragende, über den Gatten weit hinausreichende Natur, ihre innerste Zuflucht bei ihrem Adoptivvater, dem alten, philosophischen Richter Gaskony, dem Gegenspieler des Severidge, findend. |
| *Ort und Zeit:* | Severidges Londoner Wohnung, 1934. |

«Niemand», sagte Severidge, «weder Henry noch ich noch Sie, hat ein Recht, über die Kernfrage hinwegzugehen, die hinter jener Behauptung steht, wir müßten wieder lernen, die Uhren anzuhalten — nämlich das Problem, wie wir in der heutigen Welt einer hochverfeinerten Zivilisation zugehören und doch innerlich frei bleiben können, wie wir uns vor dem Verlust der menschlichen Ganzheit, vor der Sklaverei des Spezialistentums bewahren sollen. Die alten Griechen waren keine Spezialisten, die Menschen der Renaissance auch nicht, wir aber schweben ewig in Gefahr. Was kann uns helfen?»

Die Frage war an Henry gerichtet und wirkte überraschend. Jugendlich frisches Leben kam in ihn. «Ich würde annehmen, das Mittel bestehe darin, nicht in einem Geleise festzufahren — auch Interessen außerhalb seines Sondergebietes zu pflegen.»

Vivien wollte ihn unterstützen und griff unverzüglich ein, fast ohne Ueberlegung die erstbesten Worte, die ihr in den Sinn kamen, aussprechend: «Ich frage mich, ob das richtig ist. Es hört sich ganz überzeugend an, aber ist es die wahre Antwort?»

Severidge schwieg; er wartete auf sie. Sie war dankbar und hatte das Gefühl, vom Herzen her plötzlich warm durchströmt, daß sie ihm bisher vielleicht Unrecht getan hatte. Seine scharfen, klugen Augen schauten erwartungsvoll und mit ungeheucheltem Ernst in die ihren. Sie fühlte sich plötzlich vom Gespräch gepackt.

«Ich glaube», sagte sie, «in der modernen Zivilisation stehen und zugleich frei sein, ist möglich, wenn man in seinem Innern etwas besitzt, dem man die Treue halten kann — und wenn man weiß, was dieses Etwas ist.» Sie hatte zuerst hastig und beinahe erregt gesprochen, dann erzählte sie mit wachsender Gelassenheit, wie ihr in ihrer Schulzeit und später die Musik mehr als alles andere in der Welt bedeutet hatte; sie hatte sie nicht «aufgesteckt», aber sie hatte sich nicht wirklich intensiv weiter damit beschäftigt, und jetzt war sie — eine gute Dilettantin.

«Es beglückt mich oft, aber ich glaube, ich hätte innere Kraft gewonnen, nicht eingebüßt, wenn ich tiefer eingedrungen wäre und . . .»

«Kann ich das auf mich und Henry übertragen?» unterbrach Severidge. «Wenn ich tiefer und tiefer in meine Arbeit eindringe und er in seine, und wenn wir keine andern Interessen außer diesem pflegen, ist das dann der Weg der Erfüllung?»

«Wenn Ihre Arbeit in Wahrheit Ihre Arbeit ist, dann ja.»

«Sie meinen, ich müßte eigentlich andere Neigungen aufgeben? Gewiß . . .»

«Nicht ‚aufgeben'. Nein. Aber sehen Sie, die andern Neigungen können entweder eine Bereicherung oder eine Ablenkung sein. Entweder Sie haben eine Heimat und gehen auf Entdeckungen aus und bringen Schätze aus der Ferne zurück, oder Sie sind nichts anderes als ein haltlos dahinrollender Stein. Entweder bringen die andern Interessen etwas zum Ihren hinzu, oder sie nehmen etwas von Ihrem eigenen Selbst weg. Wenn ich wahrhaft tief in die Musik eingedrungen wäre, dann . . .»

«Dann», unterbrach Mrs. Sarrett, «wäre Ihnen alles andere geschenkt worden. Das verstehe ich ohne weiteres. Auch Severidge würde es verstehen, wenn er ein Christ wäre.»

Vivien nickte und warf ihren Kopf zurück. «Wenn Sie immer tiefer hineinwachsen in Ihre eigentliche, wahre Tätigkeit (und dabei sich selber immer treuer werden), dann bleiben die andern Interessen nicht ‚andere', sie kommen herein, sie tragen bei. Sie machen Sie reicher, weil Sie schon reich sind. Wenn Sie diese Interessen aber als andere, außenliegende, pflegen — ich meine, wenn Sie Malerei oder Soziologie oder sogar Religion bloß so ‚treiben' —, dann werden Sie bloß sich selbst entzogen werden, dann machen die Interessen Sie ärmer, weil Sie schon arm sind.»

Sie lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. Es entstand eine Stille.

«Die Milch der individualistischen Denkungsart!» rief Severidge aus. Die Stille dauerte an.

«Die Milch der christlichen Denkungsart», bemerkte Mrs. Sarrett. «‚Wer da hat, dem wird gegeben, daß er die Fülle habe; wer aber nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat.'»

«Meine liebe Molly», sagte ihr Bruder, «du und deine ewigen Bibelsprüche!» Dann zu Vivien: «Sind Sie Christin?» Ohne auf eine Antwort zu warten, fuhr er fort: «Wissen Sie, daß die ganze Tendenz des modernen Denkens gegen Sie ist? Auch ich bin gegen Sie, muß ich gestehen. Natürlich haben Sie einigermaßen recht, wenn ‚andere Interessen', wenn das einfach soviel bedeutet wie: dies oder das auf eine dilettantische Weise treiben; hie und da in Vorträge gehen, Wissen in kleinen Dosen aus Grundrissen und Lehrbüchern für Schüler aufnehmen. So wird Leben verzettelt. Aber die Sache muß auch anders betrachtet werden. Die Welt ist heutzutage in einer verteufelten Verstrickung — sollen wir nichts dagegen unternehmen? Soll ich einfach in meinem Metalltrust sitzen und Geld scheffeln, sollen Sie einfach auf Ihrem Klavier Musik machen und nicht merken, daß eines dieser sogenannten anderen Interessen das Schicksal des gemeinen Mannes ist — Mietersorgen, Arbeitslosigkeit und wie das alles heißt? Die moderne Welt treibt uns zu vereintem Handeln. Sie sagen, die ganze Aufgabe des Menschen bestehe darin, daß er sich selber immer treuer werde. Ich hasse diese Lehre. Jedenfalls behaupte ich: der Mensch ist sich selber treu, wenn er der Gemeinschaft treu ist. Ich sage: ich bin, weil Gemeinschaft ist. Was für eine Antwort haben Sie auf das?»

Vivien sagte: «Entweder eine sehr lange oder eine sehr kurze.»

«Welches ist die kurze?»

«Ich denke, einer würde sie geben, der sagte: ich bin, weil das Reich Gottes in mir ist, wobei ‚Reich Gottes' all das bedeutet, was er in sich erkennt als . . .»

«Aber hören Sie», unterbrach Severidge, «wir leben doch mitten im 20. Jahrhundert. Haben Sie bemerkt, was in Deutschland und in Rußland vor sich geht?»

«Ja», sagte sie, «— und auch in Babylon und in Tyrus.»

Er zog die Brauen in die Höhe. «Hatte ich nicht recht, Molly, heute abend die Uhren anzuhalten? Es lohnt sich!» Er lachte das vergnügte, kräftige Lachen eines jungen Mannes. «Nichts ist reizvoller, als in der Diskussion von einer schönen Frau besiegt zu werden. Welches von beiden ist sie — ein Jahrhundert hinter unserer Zeit zurück oder ein

Jahrhundert ihr voraus? Aber geben Sie, Vivien, nicht zu, daß Ihre Richtung antisozial ist? Das moderne Gewissen ist ein soziales Gewissen, wenn es auf diesen Namen überhaupt Anspruch erheben will.»

«Die Frage ist», sagte sie, «ob ich für die Gesellschaft etwas taugen kann, wenn ich nicht in mir selbst wahrhaft tauglich und wesenhaft bin. Es läuft wieder auf Ihr ursprüngliches Problem hinaus — wie können wir, jeder auf seine eigene Art, einer Zivilisation zugehören und zugleich frei sein?» — «Entschuldige, George», griff Mrs. Sarrett ein, «aber ich komme wieder mit einem meiner Zitate.»

«Mit welchem?» fragte er mit höflicher Ungeduld.

«‚Trachtet *am ersten* nach dem Reich Gottes.'»

Er ging nicht darauf ein. Ihn beglückte, daß er Vivien aus sich heraus gelockt, daß sie sich unbehütet, rückhaltlos in das Gespräch geworfen hatte; ihn erfreute die Farbe, die auf ihre Wangen getreten war, und die jähe Begier, mit der sie aus ihrem Glase trank. Er wußte, sie hätte, so gestimmt, andere Fragen mit gleicher Leidenschaft aufgegriffen. Er aber wollte sie nicht drängen — noch nicht. Er wollte sie nicht in die Enge treiben und auf ihre Reserven zurückwerfen. So wandte er sich entschlossen Henry und anderen Bereichen zu.

Aus dem Roman «The Judge's Story», Macmillan & Co., Ltd., London 1947. Deutsch von A. Bettex

## ENGLISCHE ANEKDOTEN

*Historischer Weitblick*

Vor Jahren besuchte der britische Außenminister Bevin das Schlachtfeld von Waterloo. Er stand bewundernd vor dem Schlachtdenkmal, das den britischen Löwen darstellt, den Blick wachsam nach Frankreich gerichtet. Ein amerikanischer Journalist fragte den Minister:
«Sollte man ihn nicht lieber Richtung Deutschland wachen lassen?»
«Lieber Herr», meinte Bevin, «ein Historiker wäre wohl der Meinung, daß man ihn am besten auf einer Drehscheibe montieren würde.»

•

*Gott schütze d'e Königin*

Vor einigen Jahren ließ ein Professor der Universität Edinburg am Hörsaal einen Zettel anbringen: «Professor Wilson ist glücklich, seinen Schülern von der hohen Auszeichnung, die ihm zuteil geworden ist, Mitteilung machen zu können: Er ist zum Leibarzt der Königin ernannt worden.»
Zwei Stunden später fand sich unter dem Anschlag ein kleiner Zettel mit den Worten: «God save the Queen!» (Gott schütze die Königin!)

•

*Gutes Geschäft*

Eduard VII. war in seiner Jugend dauernd in Geldnöten. Er mußte sich öfters Geld leihen und bat auch seine Mutter, die Königin Viktoria, schriftlich um ein Darlehen. Die königliche Mutter ärgerte sich mächtig über die leichtsinnige Lebensweise des Prinzen und schrieb ihm einen langen Brief mit ernsten Ermahnungen zur Sparsamkeit und vernünftigen Geldeinteilung. Die Königin lehnte das Darlehen ab. Wenige Tage später schrieb der Prinz an seine Mutter:
«Liebe Mutter! Ich danke Dir herzlich für Deinen wohlgemeinten, ausführlichen Brief. Da Du mir die erbetenen zehn Pfund nicht leihen wolltest, habe ich den Brief einem Autogrammsammler verkauft und dafür zwanzig Pfund erhalten.»

*Die große Bedeutung der alten Jungfern für England*

Der berühmte Arzt Huxley stellte einmal die überraschende Behauptung auf, England verdanke seinen gesunden Menschenschlag den alten Jungfern. Er begründete seine merkwürdige These auf folgende Weise:
«Die Kraft zieht der Engländer aus seinem vortrefflichen Ochsenfleisch. Der Ochse gedeiht am besten, wenn er roten Klee frißt. Der rote Klee braucht, wie Sie wissen, zur Befruchtung Insekten, besonders Hummeln. Der größte Feind der Hummeln ist aber die Feldmaus. Wer aber frißt die Feldmaus? Die Katze! Der größte Freund der Katzen ist aber die alte Jungfer. Also verdanken wir unsere Kraft den alten Jungfern. Was zu beweisen war!»

•

*Der bibelfeste Anthony Eden*

Ein junger Mann behauptete in einer englischen Gesellschaft, die Bibel sei manchmal recht unklar, ja phantastisch. Zum Beispiel sei die Geschichte vom Traume Pharaos mit den sieben fetten Kühen, die von den sieben magern gefressen wurden, unwahrscheinlich. Wenn magere Kühe fette fräßen, so würden sie nicht mager, sondern ebenfalls fett sein.
Der englische Politiker Anthony Eden hörte eine Weile zu und dann sagte er: «Warum sollte die Geschichte mit dem Traum des Pharao nicht stimmen? Ich kenne zum Beispiel einen Geschäftsmann, der hatte sieben große, dicke Bücher, worin er seine umfangreichen Geschäfte und fetten Einnahmen eintrug. Die Frau dieses Handelsmannes besaß nur ein kleines, schmales Wirtschaftsbuch. Und dennoch mußte der tüchtige Kaufmann mit Bestürzung feststellen, daß das schmale Haushaltbuch seiner Frau seine sieben großen, dicken Bücher vollständig aufgezehrt hatte. Ist das nicht dasselbe, wie mit den mageren Kühen im Traume Pharaos?»

Mitgeteilt von K. N.

## NONSENSE RHYMES

*There was a lady from Riga*
*Who went for a ride on a tiger.*
*They came back from the ride — with the lady inside*
*And a smile on the face of the tiger.*

*There was an old man of Dumbree,*
*Who taught little owls to drink tea;*
*For he said "To eat mice, is not proper or nice",*
*That amiable man of Dumbree.*

*There was an old person of Fife,*
*Who was greatly disgusted with life;*
*They sang him a ballad, and fed him on salad,*
*Which cured that old person of Fife.*

*There was an old Man of th'Abruzzi,*
*So blind that he couldn't his foot see;*
*When they said "That's your toe", he replied "Is it so?"*
*That doubtful old Man of th'Abruzzi.*



Die Londoner erholen sich. Um 8 Uhr abends (englische Sommerzeit) im St. James's Park. Photo EMIL SCHULTHESS



# Aus dem Tagebuch des Schülers Medland

VON EDEN PHILLPOTTS

Internatsschule Merivale

3. Juni 1921

Ich hatte ein Gespräch mit Willoughby; das Studium dieses vier Jahre älteren Kameraden ist für mich sehr lehrreich und liefert mir Stoff für mein Tagebuch, den ich sonst nirgends fände.

Ich bin kürzlich über die Nebenflüsse der Rhone anderer Meinung gewesen als unser Geographielehrer Fitzgerald, und nachher erzählte ich Willoughby, daß ich gelernt habe, die Rhone und ihre Nebenflüsse recht eigentlich zu hassen; wenn ich jemals ins Ausland auf Reisen ginge, wollte ich mir alle Mühe geben, die Rhone zu meiden. Er sagte: «Das gleicht dem Geographielehrer. Gäbe er Religionsunterricht, so würde er uns dazu bringen, den Himmel nicht minder zu hassen als die Gegend auf der andern Seite. Und so ist es mit der Geographie und allem, was er berührt. Alles nichts wert. Warum bringen sie uns eigentlich nicht wichtige Dinge bei? Es gibt zum Beispiel einen Strom, der bedeutend näher und interessanter und erst noch viel wichtiger ist als die Rhone.»

«Die Themse!» rief ich.

«Keineswegs», antwortete er. «Der Strom deines eigenen Blutes, der Tag und Nacht dank deinem Herzen durch deinen ganzen Leichnam strömt. Warum sagt man uns darüber nichts? Weil sie nichts davon wissen. Unser eigener Körper ist unendlich wichtiger als alle Geographie. Wer aber erfährt einen Deut darüber außer den Aerzten? Weißt du, wieviel Knochen in dir stecken?»

«Nein», sagte ich.

«Ich auch nicht, aber wir sollten es wissen. Weißt du, wozu dein Herz dient?»

«Ich weiß bloß, daß es den ganzen Zauber in Gang hält», sagte ich.

«Weißt du, was deine Lungen machen? Nichts weißt du. Oder was deine Leber macht?»

«Ich habe einmal eine Leberattacke gehabt», sagte ich schüchtern.

«Was heißt das? Hat deine Leber dich attackiert, oder hat irgend etwas deine Leber attackiert?»

«Etwas hat meine Leber attackiert, und dann hat meine Leber das attackiert, was von mir noch übrig war. Es war scheußlich.»

«Nehmen wir deine Nieren», fuhr Willoughby fort. «Wahrscheinlich hast du nicht die blasseste Ahnung, wo sie sind, geschweige denn, was sie für dich tun.»

«Doch, über die Nieren weiß ich etwas», erzählte ich, «denn beim Boxen ist der Nierenschlag verboten.»

«Was nützt es, den Nierenschlag zu verbieten, wenn du gar nicht weißt, wo die Nieren sind?» fragte er wütend.

«Der Schiedsrichter wüßte es schon», sagte ich, aber Willoughby bezweifelte es.

«Nur ganz wenige Schiedsrichter haben einen Schimmer davon. Unsere Unwissenheit über die wichtigsten Dinge in der Welt ist schrecklich. Sie bringen dir die Namen der Könige Israels und der Nebenflüsse der Rhone bei, aber nicht eine Silbe über deinen Magensaft.»

«Das ist ein großartiger Gedanke», sagte ich.

Hierauf erzählte er von all den Dingen, die er zur Vorbereitung auf den Staatsdienst in Indien zu lernen hatte; vieles habe ich schon wieder vergessen. «Wird das alles mir helfen, Indien zu helfen?» fragte er. «Natürlich nicht. Unsinn die Hälfte davon. Sagen sie mir etwa —?»

Er brach ab und wurde ganz schweigsam. Zweifellos spürte er, daß der Gegenstand für mich viel zu groß und schwierig war. So war es auch.

Das zeigt aber, ein wie tiefer Denker Willoughby sein konnte. Dabei ist er erst achtzehn Jahre alt; denn letzte Woche war sein Geburtstag, und er hat einen Scheck und verschiedene Postanweisungen bekommen.

28. Oktober

Herr Mannering, unser Turnlehrer, hat einmal gesagt: «Vielleicht ist es dir noch nicht bekannt, Medland — aber alles in der Welt hat seinen guten Grund.» Damals hatte ich noch volles Vertrauen zu ihm und glaubte ihm; aber heute sehe ich, daß er sich geirrt hat. Ich brauche bloß an meinen Nebenmann Weston zu denken. Wenn Weston lachen will, gibt es vorher immer ein greuliches Geräusch wie bei einer Grammophonplatte, ehe die Melodie kommt. Es ist ein völlig überflüssiges, dummes Geräusch, aber er produziert es jedesmal. Oder der berühmte Dr. Johnson, der auf der Straße jeden Laternenpfahl zu berühren und Orangenschalen aufzusparen pflegte. Warum? Wir wissen es nicht. Wir wissen bloß, daß das alles gar keinen Grund hatte. Und dann mein eigener Vater. Er trägt vor dem rechten Auge ein Monokel, und wenn er es einklemmt, öffnet er jedesmal den Mund. Er kann es nicht an seine Stelle bringen, ohne den Mund zu öffnen, und doch hat der Mund nichts mit dem Monokel zu tun. Dafür gibt es keine Erklärung und keinen Grund. Sogar ein so bedeutender mathematischer und naturwissenschaftlicher Forschergeist wie unser Biologielehrer Wilson hat eine Eigenheit, die er nicht einmal mit Hilfe der Wissenschaft erklären könnte. Wenn wir ihm vom Meeresstrand oder aus dem Wald einen merkwürdigen Fund bringen, klopft er jedesmal mit dem Pfeifenstiel gegen seine Vorderzähne. Das alles geht wider die Vernunft, wie man sagt.

3. November

Ich habe mit meinem Nebenmann Weston einen Streit gehabt, der meine Anschauungen über die menschliche Natur völlig geändert hat. Ich schritt letzten Sonntag in der Reihe neben ihm her zum Gottesdienst und erzählte ihm von meiner großen Entdeckung, daß vieles in der Welt überhaupt keinen Grund habe, und als Beispiel erwähnte ich, nichts Böses ahnend, jenes Geräusch, das er macht, wenn er lachen will, und das sich wie ein anlaufendes Grammophon anhört. Zu meinem grenzenlosen Erstaunen packte ihn ein jäher und wütender Haß. «Du lügst!» rief er. «Ich mache keine Grammophongeräusche!»

«Doch», entgegnete ich, «— genau dieselben. Du kannst ja nichts dafür, es ist nicht dein Fehler. Es handelt sich bloß um eine sogenannte wissenschaftlich nachweisbare Tatsache. Gar keine Ursache, ruppig zu werden.»

Aber er blieb ruppig: «So etwas zu sagen, ist eine Gemeinheit und eine niederträchtige Lüge. Nie in meinem Leben habe ich ein solches Geräusch gemacht, du Lügner», war das letzte, was Weston mir zuzischte, als wir die heilige Stätte betraten. Unnütz zu sagen, daß meine



Im Norden der Grafschaft Wiltshire. Mit Genehmigung der Worthington Ltd., Burton-on-Trent

Aufmerksamkeit für den Gottesdienst verflogen war. Mechanisch folgte ich den Vorgängen und sang weder Psalmen noch Hymnen, weil ich in Gedanken ganz mit Weston beschäftigt war. Natürlich sah ich ein, daß ich sein Gefühl verletzt hatte — nichts hatte mir ferner gelegen. Was in meinen Augen bloß eine Laune der Natur war, war für ihn offenbar etwas sehr Ernsthaftes.

Er weigerte sich sogar entschieden, zu glauben, daß er vor dem Lachen jenes merkwürdige Geräusch hervorbringe. Durch meine Bemerkung hatte ich einen Schatten auf sein Leben geworfen; vielleicht würde er nie mehr lachen. Ich war von tiefstem Bedauern für ihn erfüllt; denn all das bewies, daß man (wie Weston) für Naturforschung begeistert sein kann und es dennoch nicht erträgt, wenn sie auf einen selbst angewandt wird. *Ich* hätte natürlich nicht das geringste dagegen einzuwenden gehabt, wenn er etwas Interessantes dieser Art an mir nachgewiesen hätte. —

Alles wäre gleich wieder gut gewesen, wenn nicht der unglückliche Weston in der Kirche ebenfalls nachgedacht hätte; aber seine Gedanken, die durchaus nicht kühl waren wie die meinigen, hatten sich in einer ganz anderen Richtung bewegt. Ich hatte mehrmals während der Predigt zu ihm hingeschaut und einen merkwürdig hämischen Ausdruck auf seinem Gesicht entdeckt.

Als wir wieder draußen waren und uns in Reih und Glied stellten, sagte er geschwind, ehe ich noch den Mund auftun konnte: «Mir ist auch etwas eingefallen, wofür es keinerlei Ursache gibt. Hast du schon bemerkt, Medland, wie kurios deine Ohren vom Kopf abstehen? Die meisten Leute haben Ohren wie ich, die flach am Schädel anliegen und nicht die Blicke auf sich ziehen; die deinen aber sehen wie jene wuchernden braunen und gelben Schwämme aus, die manchmal an Baumstämmen im rechten Winkel herausstehen.» Dann wartete er gespannt auf meine Antwort.

Eine gute Weile fand ich einfach kein Wort. Ich spürte, wie mein Blut in den Adern schäumte und mir in den Kopf stieg. Meine Fäuste ballten sich; Gebetbuch und Gesangbuch fielen auf den Boden. Er hob sie auf und hielt sie mir hin. Ich war feuerrot, und er war kreideweiß, mit einem steinernen Zug im Gesicht.

«Schuft!» sagte ich.

«Ich mag ein Schuft sein», gab er zu, «wenigstens bin ich kein Lügner. Du brauchst gar nicht ruppig zu werden, bloß weil —»

«Du hast mich mit Absicht beleidigt!» schrie ich. «Nicht etwa um der wissenschaftlichen Forschung willen, sondern aus purer Gemeinheit. Dabei hatte ich in der Kirche heimlich beschlossen, mich nach dem Gottesdienst bei dir zu entschuldigen. Und das ist die Belohnung!»

Er dachte darüber nach, ich aber in meiner Wut trieb die Sache kräftig weiter. «Meine Ohren mögen groß sein, wenigstens sind sie immer sauber.» Das war ein böser Hieb; denn wie manche Naturforscher kümmerte sich Weston nicht viel um derartige private hygienische Details.

«*Deine* Ohren *müssen* natürlich sauber sein; denn jedermann sieht sie schon auf eine Meile Distanz.» Schwer atmend und wortlos standen wir da und jeder dachte an das, was er nun sagen wollte. Da gab zu meiner großen Ueberraschung Weston nach. «Warrenders Ohren sind noch viel größer als die deinen, und erst noch spitz dazu», sagte er.

Das Schlimmste war vorüber. Wir sprachen erst nach dem Essen wieder miteinander, aber als ich vor dem langen Spiegel über den Trögen des Waschraums meine Ohren studierte, sah ich, daß Weston irgendwie schon recht hatte. Meine Ohren waren, ehrlich gesprochen, etwas ungebärdig geformt, und das ohne jeden ersichtlichen Grund.

Nach der Mahlzeit kam er auf mich zu. «Es tut mir leid», sagte er. «Mir noch viel mehr», erwiderte ich.

Aus Phillpotts Buch «A Human Boy's Diary». Heinemann, London

# IN PRAISE OF ENGLISH

Before we begin, we must come to terms, you and I, and to make that difficult process easier, I will tell you a parable.

Centuries ago, an English poet wrote a ballad to his mistress's eyebrows. His song has lived, partly because it was tuneful, but still more because, in that lover's eyes, his mistress's eyebrows were peerless—there were none like them in the world. Now suppose this lover had said—for he could not have sung: "My Celia's eyebrows are no doubt charming, but are not Delia's finer, Anthea's more nobly curved and Julia's softer in colour?" Would we have listened to him? Not for a moment. We would have said, and with every right: "Fie upon him! This is no lover. This is some tedious, platitudinous reasoner. Let him read his own stuff, for we will have none of it."

Now the position of the English language in the brief remarks that follow is precisely the same as that of the lady's eyebrows. If we are to go on together, it must be on the assumption that English is the peerless language—that there is no language like it in the world. If you expect me to hum and haw and say: "Well, I admit that they put that better in France, or more forcefully in Italy", we had better part at once, not as friends, for that would be impossible, but with the frigid courtesy of those who are determined never to meet again.

No one, I venture to think, will contest that English is the most *beautiful* of languages. There are verses in it so beautiful in sheer sound that the lips linger over them, unwilling to let them go:

> Ah! Sunflower, weary of time,
> Who countest the steps of the Sun,
> Seeking after that sweet golden clime
> Where the travellers' journey is done:
>
> Where the youth pined away with desire,
> And the white virgin, shrouded in snow,
> Arise from their graves and aspire
> Where my Sunflower wishes to go.

Nobody knows what it means, not even the psycho-analysts. But we may leave it to eternity, to dream on there in its flawless perfection. For it is simply beauty made audible.

We have a sterner task in hand. It is an astounding fact that not very long was to pass after that poem was written before the anonymous genius arose who was to enrich our lives with:

> A capting[1] bold in Halifax,
> Who dwelt in country quarters,
> Deceived a maid, who hanged herself,
> One morning in her garters.
> His wicked conscience smited him,
> He lost his stomach daily,
> He took to drinking turpentine,
> And thinking on Miss Bailey.
> Oh! Miss Bailey, unfortunate Miss Bailey!
> Oh! Miss Bailey, unfortunate Miss Bailey!

Now this really requires comment, for perhaps we shall find in it some clue to the ravishing mystery of the English language.

Note first how our senses are prepared for impending woe by the subtle false rhyme "quarters" and "garters". At once we know, without further explanation, that the world is out of joint, the order of the cosmos is disturbed, for in an orderly cosmos you cannot rhyme "quarters" with "garters". Chaos looms ahead.

But it is part of our human condition that chaos in the cosmos, if we are to apprehend it at all, must be localised somewhere on earth. At once the language comes to our aid, for that chaos is firmly lodged in the only place it can be—in the very conscience of the guilty wretch—by the false grammar of "His wicked conscience *smited*[2] him". And as if that were not enough, his slow progress to ultimate despair stretches out before him in the continuatives of "He took to *drinking* turpentine and *thinking* on Miss Bailey", the internal rhyme of "*drinking*" and "*thinking*" comes to turn despair to desolation, while the bold use of the preposition in "thinking *on*"[3] drags it out to infinity.

And so, in this incomparable language, prosody mirrors the cosmos, grammar turns to art and syntax castigates vice.

But there is more to come. English is not only the most beautiful and most moral of languages, it is also the most *courteous*. Miss Bailey was frail—she fell[4]. Yet note how tenderly the language shows her that courtesy which her fellow-women refused her (for would she otherwise have hanged herself, and in her garters too, poor girl[5]) ? Fallen though she is, she is still a lady, she is still *Miss* Bailey. Thus the language not only castigates vice. It moulds manners, and its efforts have not been in vain. In the war of 1914—1918 which was, unlike the last, a singing war, the bluff British Tommies, as they tramped through France, sang, not of Henriette or Marguerite, but of "*Mademoiselle* from Armentières".

It is a pity that space forbids a full commentary on this poem[6], for then we should see how the ghost of the unfortunate lady, still *Miss* Bailey, though in her shroud, visits the sinner as he tosses sleepless on his desolate pillow and forgives him. Once more the language has seen farther than mortal eyes. Even in death she was a lady.

Now it is the man's turn, and at once the language becomes fierce. Notice first what he is called—a *capting*[7]. He must once have worn the uniform of his Queen[8] and country in all honour. He was, no doubt, an innocent youth, or he would not have got his commission[9]. Efficient he was, for he has been promoted, and brave, for even this denunciatory poem calls him bold. But see the language expose his degradation. What is he now ? A *capting*, a byword in the mouths of those who frequent pubs, murder their native tongue and swear loose oaths. One tiny shift of sound—captain to capting—and he is as degraded from his military rank as if he had been drummed out of the army, and as much an outcast from his social class as if he had forged a cheque. He may even have tried to brazen it out among his fellow-men, but he cannot cheat the language. It has found him out and denounced him. Can we wonder that he took to drinking turpentine ? Thus the language is not only the castigator of vice and the moulder of manners, it is the guardian of society, upholding those principles without which every social community must inevitably decay.

Space, alas, forbids further analysis. Still we have seen much. And I think my point is proved. Can there be another language like this in the world—a language which is not only beautiful, but is at the same time tender to the weak, stern to the wicked, an instrument of justice and a liberal education in manners ? Chinese, they say, has some of these qualities, but the trouble about Chinese is that it is radically unlearnable. Not so English. It is hospitable. It does not reject the advances of those who wish to possess it, and, armed with English, we may face the world nobler, tenderer and more just. The capting, like the poor girl he betrayed, is long since dead, but, as so often happens, good has come of evil. For if he had not betrayed her, could we have seen the English language displayed in all its power and beauty ?

MARY HOTTINGER-MACKIE

[1] For the subtle degradation of sound in "capting" v. inf.

[2] Some editors have tried to get out of this by suggesting that *smited* is an older form. This is pure pedantry.

[3] Scottish precedent has been put forward here. That is pure nonsense. It states distinctly that the guilty man was in country quarters in *Halifax*. Now to send a Scottish regiment to Halifax would have provoked mutiny. Not even a Scotsman can make money there. The Yorkshiremen can beat them at it.

[4] There may be a special reason for her fall. It has been said that Miss Bailey may have actually incorporated that *Franchise* which we find in the *Roman de la Rose*, and which has been described as: "The innocent security of the well-born lady who does not, like her maid, see a ravisher on every lonely road and a lover in every friend." If this is the case, we may indeed say *unfortunate* Miss Bailey.

[5] The suggestion that she had nothing else to hang herself in is eminently acceptable. After all, respectable young women do not usually carry the means of self-destruction about with them. And the poem makes it perfectly clear that Miss Bailey was, above all, respectable.

[6] A full commentary would, of course, require a volume, or at any rate a Doktorarbeit. It is surprising that nothing of the kind has been undertaken. May we recommend the idea to the attention of students?

[7] V. sup. I have noticed that recent editors are trying to smuggle the reading "captain" into the text. This cannot be too strongly condemned. Their reasoning would appear to run on lines somewhat like these: "Ought we to be so hard on the man? His sin, after all, was venial, for Miss Bailey was evidently attractive. Is not his punishment, like Agag's, greater than he can bear?" This chaffering with conscience is intolerable. It is a revelation of the weakness of men, it cheats the justice so firmly buttressed by the language and opens up horrid vistas of unexpiated crime. He *must* remain a *capting*.

[8] Both internal and external evidence point without possible shadow of doubt to a date in the reign of Queen Victoria for the poem. Its manly, fearless tone of itself refutes those who would try to assign it to a later, more degenerate age.

[9] It has been objected that he could have bought his commission. The objection is worthy of attention. On the other hand, grammar, syntax and sound point to a man racked by a guilty conscience rather than to a natural enemy of society.

# Zwei Unbekannte, ein Bekannter

NOTIZEN ÜBER EINIGE ZEITGENÖSSISCHE ENGLISCHE DICHTER VON H. A. MASON

Wer die literarische Produktion eines Landes durch einige Jahre beobachtet hat, wird sein Unterfangen leicht unergiebig und öde finden. Abgesehen von der überwältigenden Masse des Minderwertigen ist die Zahl der in den letzten zwanzig Jahren als Meisterwerke gepriesenen Bücher so groß, daß der ehrlich nach Gedichten und Romanen von bleibendem Wert Suchende allen Mut verlieren könnte. Oft wird angenommen, einzig die Zeit werde das Gold von den Schlacken sondern. Dies ist ein Irrtum; denn bestes Gut wird noch viel wahrscheinlicher von späteren Generationen übersehen, wenn nicht berufene Zeitgenossen es zu retten versuchen, ehe es zu spät ist. Einen aufschlußreichen Fall bilden die Romane von H. L. Myers. «The Root and the Flower», eines der entscheidenden Werke des modernen England, wäre heute fast völlig vergessen, hätte nicht Harding in der vortrefflichen Vierteljahrsschrift «Scrutiny» die Aufmerksamkeit darauf gelenkt.

Der Ausleseprozeß wird ferner erschwert durch die dahinschwindende Autorität der Kritik in England. Harding schrieb seinen Artikel schon 1934, und Myers erhielt für seinen Roman einen Literaturpreis, aber noch immer ist das Buch verhältnismäßig unbekannt. Als vor wenigen Jahren eine französische Zeitschrift ein ganzes Heft der modernen englischen Literatur widmete und die Auswahl der Themen sogar englischen Kritikern überließ, da wurde weder Myers noch T. F. Powys erwähnt. Und als der Lyriker Ronald Bottrall auf Einladung des British Council in der Schweiz über Myers und E. M. Forster sprach, erwies es sich, wie wenig vertraut man auch hier mit des erstern Werk war.

Der schweizerische Leser wird beim Buchhändler am ehesten auf zwei kleinere Bücher unseres Autors stoßen: «The ‚Clio'» und «Strange Glory». Sie sind aber beide ziemlich weit entfernt von den in «The Root and the Flower» verborgenen Werten. Es ist nicht leicht, in wenigen Worten zu sagen, wodurch Myers sich eigentlich auszeichne. Der in Indien spielende umfangreiche Roman ist ein noch eindrücklicheres Beispiel für das, was liberal gesehene große Tradition bedeutet, als Forsters bestes Werk «Passage to India». Vielleicht ragt es vor allem dadurch hervor, daß es einen weiten metaphysischen Horizont mit feinstem ethischem Sinn und einer sehr bunt und dicht gewobenen Handlung verbindet, die wirklich und unwirklich zugleich ist. «Ich habe», so bekennt der Dichter, «Geschichte und Geographie so gut wie Sitten und Bräuche so verwendet, wie ich es für gut hielt . . . Indem ich als Rahmen das Indien des 17. Jahrhunderts wählte, versuchte ich, den Leser aus unserer vertrauten Umwelt herauszunehmen und in eine andere zu führen, wo ich — ohne seinem Wirklichkeitssinn Gewalt anzutun — gewisse ausgewählte Aspekte des menschlichen Lebens weit entfalten und in ihrer Bedeutung zeigen konnte. Ganz bestimmt habe ich nicht beabsichtigt, die uns bedrängenden sozialen und ethischen Probleme beiseite zu schieben. Im Gegenteil: ich hoffte, sie würden uns vom fernen Gefild einer imaginären Welt aus deutlicher.»

Sollen wir ein Werk nennen, das man in einem Atem mit «The Root and the Flower» erwähnen kann, so müssen wir bis zu dem 1927 herausgekommenen Roman «Mr. Weston's Good Wine» von T. F. Powys zurückgehen. Er ist insofern das genaue Gegenteil von Myers' europäisch offenem, ja weltweitem Werk, als seine Philosophie auf ureigenem englischem Boden gewachsen ist. Powys veröffentlichte ursprünglich religiöse Betrachtungen. Als er sich der Belletristik zuwandte, lockte es ihn, die Wirkung dieser Meditationen mit *dichterischen* Mitteln zu erzielen. Den Stoff boten Leben und Sprache des englischen Dorfes, als künstlerische Ausdrucksmittel wandte er die Stilisierung und die die Dinge verbiegende Verschiebung der Perspektiven an. Nun hat allerdings in den meisten seiner Bücher der Wille, mit dichterischen Mitteln ein Aequivalent für religiöse Betrachtungen zu schaffen, bloß zu einseitig befrachteten oder allzu unbeschwerten Gestaltungen geführt. In «Mr. Weston's Good Wine» aber gelang ihm die Synthese. In diesem Roman «verkündet» Powys seine Anschauungen von Gott, Tod, Liebe, Lust und aller menschlichen Narretei in der geistreichen Erzählung von zwei Weinhändlern, die in ihrem Ford-Lieferwagen zu ihren Kunden in einem kleinen Dorf fahren. Während wir ihre Reise verfolgen, wird uns allmählich klar, daß der Lenker der Verfasser der Bibel und sein Begleiter der Erzengel Michael ist, während der Wagen das Getier der Offenbarungen enthält. Wer die Allegorik im einzelnen erfassen will, muß das Alte und das Neue Testament gründlich kennen. Powys aber ist es gelungen, mit der Kraft der dichterischen Symbolik, mit sorgfältigen Distanzierungen und feinen Ironien eine in sich selber ruhende heidnische Welt aus seinen bäuerlichen und christlichen Quellen aufzubauen.

Keines der genannten Werke entspricht den Maßstäben des «naturalistischen» Gesellschaftsromans oder gar des «sozialen Realismus» nach amerikanischem oder russischem Muster. Myers' Buch hat eher etwas mit einem Philosophen von der Art Martin Bubers gemeinsam, und was «Mr. Weston's Good Wine» betrifft, so muß man die nächsten Parallelen in der Lyrik suchen.

Auf diesem Gebiet brauchen wir glücklicherweise nicht lange nach der Gestalt eines Meisters zu suchen: die Bedeutung T. S. Eliots ist unumstritten. Während die meisten englischen Versschreiber von heute ihren liebenswürdigen Vorläufern, den Georgian Poets, ähneln, ist Eliot seinen einsamen revolutionären Weg von Stil zu Stil gegangen, jeden hinter sich lassend, sobald er ihn erschöpft hatte. Seine einsame Stellung hat noch andere als bloß literarische Ursachen. Als er in den späten Zwanzigerjahren zum Anglokatholizismus überging, sonderte er sich von jenen ab, die in sich seelisches Oedland fanden von der Art dessen, welches Eliot 1922 in dem Gedicht «Waste Land» geschildert hatte. Zugleich brachten ihm Wandlungen in den geistigen Moden der Zeit zwar eine Schar neuer Anhänger; sie dürften aber seiner Poesie kaum näher kommen als die Nachahmer seiner früheren Art.

Für den ausländischen Freund der Lyrik liegt die Hauptschwierigkeit darin, daß man durch das Mittel der Uebersetzung, so ausgezeichnet sie auch sein mag, nicht ins Innere seiner Poesie gelangen kann. Denn oft führt die Bewegung des Verses, und mitunter sogar sie allein, zum Sinn. Man tut gut daran, das nicht zu vergessen, wenn man Eliot als einen philosophischen Dichter, tief beschäftigt mit dem Problem der Zeit, hingestellt sieht. Ferner darf man nicht übersehen, daß der Dichter zwar als ein Revolutionär der Lyrik auftrat und die Anhänger des Herkommens in Schrecken versetzte, daß er aber zugleich einer der führenden Geister war, die uns den Zugang zu einem Teil der dichterischen Tradition Englands wieder öffneten. Wahrscheinlich haben seine kritischen Essays seine Generation ebenso tief angeregt wie seine Gedichte. Mit Freude stellt man fest, daß sein jüngstes Werk, «Four Quartets» (1935—1942), wenn nicht seine schönste, so doch eine seinen andern Werken gleichwertige Leistung ist.


OLYMPIADES 1948
Elizabeth Arden
16, ST. PETERSTRASSE ZURICH

*Klassisch / oder modern*

Wie verschiedenartig kann doch so ein Kommödli sein! Die einen lieben eine echte Biedermeier-Form, andere etwas Modernes. Beides hat seine Reize, aber beides wird nur restlos und immer Freude bereiten, wenn eine Bedingung erfüllt wird: edles Holz! Nur mit gutem Material kann auch etwas Gutes geschaffen werden. Das ist überall so. Nehmen Sie eine Matratze. Sie mögen dieses oder jenes Drilchdessin, Sie mögen die traditionelle abgesteppte Matratze wählen oder die glatte neue Form — ausschlaggebend für den Schlaf ist der Inhalt: das gute Rosshaar. Wenn Sie ein Möbel kaufen, dann prüfen Sie das Holz. Bestellen Sie eine Matratze, dann prüfen Sie den Inhalt. Verlangen Sie das gute

**SCHNYDER-ROSSHAAR**

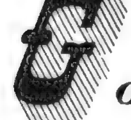



*Das echte Material*

GARANTIE-ETIKETTE

has.

„OB KLASSISCH EINFACH ODER REICH, IMMER TRÄGT ECHTER SCHMUCK DAZU BEI, EIN SCHÖNES ERLEBNIS ZU VERTIEFEN"

*old und Silber im modernen Leben*

## England im Spiegel des Buches

...

Es ist eine weitverbreitete Illusion, daß die letzten Geheimnisse über ein Land und seine Bevölkerung aus Büchern geschöpft werden können. Fast möchte man sagen, Bücher über England sollte nur derjenige lesen, der das Land aus eigener Erfahrung gründlich kennt. Immerhin . . . eine brauchbarere Regel wäre vielleicht, daß keiner sich erdreisten sollte, über ein Land nur auf Grund von Buchwissen zu *urteilen*.

Der hiesige Leser greift oft noch, wenn er über England Bescheid wissen will, zu den zahlreichen um 1930 herum erschienenen Werken aus der Feder französischer und deutscher Schriftsteller wie André Maurois oder Paul Cohen-Portheim *(England, die unbekannte Insel)*. Gewiß, diese Bücher enthalten Brauchbares, doch sind sie fast ausnahmslos alles andere als gründlich. Unter ihrem Einfluß hat man dann England während der Dekade 1930 bis 1939 vielerorts unterschätzt. Je weniger anspruchsvoll solche Bücher waren, desto nützlicher können sie heute noch sein. Dies trifft unter anderem bei *Tu viens en Angleterre* von Félix de Grand'Combe zu (Félix Boillot, ein aus dem unweit unserer Juragrenze gelegenen Dorf La Grand'Combe stammender Romanist). Eigenartigerweise fand die hier erwähnte Bücherkategorie in England selbst ziemliche Verbreitung. Sie übte die unwiderstehliche Anziehungskraft des Zerrspiegels aus, der — klug eingestellt — Defekte korrigiert und Vorzüge vergrößert. England ist überhaupt gegenüber Deutungen seiner Kultur aus dem Ausland immer sehr offen gewesen. Die englische Literaturgeschichte von Legouis und Cazamian hat dort einen ausgezeichneten Ruf, und die Geschichte des englischen Volkes von Elie Halévy ist sogar in der Penguin-Reihe erschienen.

Der zweite Weltkrieg und seine Präliminarien haben die Engländer gezwungen, sich vor dem Ausland zu rechtfertigen, sich ausdrücklich zu ihren Institutionen und ihrer eigenen Lebensart zu bekennen. Aus dem Bestreben, manches Versäumte auf dem Gebiet der Aufklärung nachzuholen, ist Wertvolles, vor allem Kurzes und Leichtverständliches hervorgegangen. Aus der Fülle des Materials soll hier erstens das Büchlein von Sir Ernest Barker *Britain and the British People* (Oxford University Press, 1942) herausgegriffen werden. Barker, Professor der politischen Wissenschaft an der Universität Cambridge, vereinigt in seiner eigenen Person gründliche Kenntnisse sowohl des Volkslebens im industriellen Norden wie des englischen Staatskörpers und aller wichtigen englischen Institutionen. Auf wenig mehr als hundert kleinen Druckseiten vermittelt er eine sachliche und umfassende Uebersicht über England als Staatswesen und gesellschaftliche Erscheinung. Ein anderes Buch, das die gleichen Themen mit einem Schuß von Polemik behandelt, ist Denis Brogans speziell für das amerikanische Publikum geschriebene *The English People* (London, Hamish Hamilton, 1943). Vielleicht eignet sich das Werk deswegen besonders gut für ein gewisses Helvetien, wo die Stars and Stripes unumschränkte Herrschaft zu führen scheinen. Bei gleich hoher Qualität noch kürzer gefaßt, aber den Gegenstand in seine einzelnen Aspekte aufteilend, sind die Hefte der Reihe *British Life and Thought*, herausgegeben vom British Council, die auch zum Teil schon fremdsprachig erhältlich sind.

In der rein geschichtlichen Sphäre gelten die Bücher von G. M. Trevelyan, einem Großneffen Macaulays *(History of England*, London, Longmans, 1926, und *English Social History*, idem, 1944), als inhaltlich und stilistisch nahezu vollkommene Standardwerke. Wer weiter zurückgreifen will, wähle von Sir Cyril Fox *The Personality of Britain* (Cardiff, 1938) oder Werke von V. Gordon Childe. Erst die Kenntnis der Ursprünge gibt der bemerkenswerten, bei allem Beharrungsvermögen doch immer anpassungsfähigen Stabilität des englischen Wesens seit dem Jahre 1066 (Normanneneroberung) ihre volle Bedeutung. Auch wurzeln viele markante Merkmale von heute, wie beispielsweise die kulturelle und wirtschaftliche Trennung zwischen dem England nördlich und dem England südlich des Flusses Trent, tief in der frühgeschichtlichen Zeit. Wer dagegen die Statik der englischen Lebensart nicht allgemein, sondern auf kleinstem Raum näher kennenlernen möchte, kann sich zum Beispiel *Nunwell Symphony* von C. Aspinall-Oglander (London, Hogarth Press, 1945) beschaffen, worin die von 1066 bis 1945 sich entwickelnden Schicksale einer typischen Familie des normannisch-englischen Landadels auf der Insel Wight (einem England *en miniature)* erzählt werden. Das Leben auf einem kleinen englischen Landsitz in seiner ganzen altweibersömmerlichen Schönheit kurz vor der Katastrophe von 1914 schildern vielleicht am besten die beiden Memoirenbände des Dichters Siegfried Sassoon, *Memoirs of a Fox-Hunting Man*, (London, Faber, 1928 — als Roman getarnt) und *The Weald of Youth* (London, Faber, 1942). Derjenige, der sich dagegen für die spezifisch moderne Problematik interessiert, gehe direkt zur Quelle und finde die Tatsachen über die Arbeiterbewegung und die Sozialgesetzgebung bei Sidney und Beatrice Webb und G. D. H. Cole und über die Industrialisierung




# Schönheits—Präparate

## *ein neuer, einfacherer Weg zu natürlicher Schönheit*

Dreierlei verspricht Ihnen Yardley: einen reinen Teint – eine geschmeidige Haut – eine 'lebendige' und gut gepflegte Haut. Und dann das einfache Make-up, sorgfältig zur Haut abgestimmt, das mit leichtem Pudern den ganzen Tag über hält. Und weil es so einfach, so sehr natürlich ist, gerade deshalb wirkt es sehr modern und elegant.

Yardley LAVENDEL SEIFE —schaumreich und rein—beseitigt unfrisches Make-up im Nu. Nun ist die Haut bereit für gründlichere Reinigung.

Yardley LIQUEFYING CLEANSING CREAM verflüssigt sich auf der warmen Haut, dringt tief in die Poren, entfernt alle Unreinheiten und Säurebestandteile.

Yardley NIGHT-CREAM eine Nähr-Crème, baut auf, regeneriert die Haut und hält sie geschmeidig. Ihre guten Eigenschaften sind typisch 'Yardley.'



*So brauchen Sie nur dreierlei zu tun: waschen — tiefreinigen — aufbauen. Yardley Produkte sind ganz einzigartig in ihrer Wirkung. Und das ist noch wichtiger als ihre liebliche Frische und das wohlige Gefühl, das sie hinterlassen; — aber es ist nett, alles miteinander zu haben.*



Yardley — the new and simpler way to natural beauty

YARDLEY · 33 OLD BOND STREET · LONDON

ZÜRICH: Parfumerie Schindler - Bahnhofstr. 26 Parfumerie Osswald & Co. - Bahnhofstr. 24 Parfumerie Weber-Strickler - Bahnhofstr. 40 Parfumerie Wyss - Corsohaus
Parfumerie W. Kinkelin - Rennweg 23 Grands Magasins Jelmoli S.A. Salon Georges Lenhard - Bahnhofstr. 82
Parfumerie de Neuville et Seilaz S.A. - Paradeplatz 2 Gebr. Bachmann, Salon de Coiffure - Poststr. 12
BERN: Kaiser & Co. - Marktgasse Parfumerie Wildbolz - Marktgasse 9 Parfumerie J. Jenny AG. - Marktgasse 65 Salon de Beauté Frau L. Steuble - Ryffligässchen 4 und Kramgasse 23
BASEL: Parfumerie Maeder AG. - Freiestr. 101 WINTERTHUR: Parfumerie Schueder's Erben - Marktgasse 14

Englands im 19. Jahrhundert bei Sir John Clapham. Eine hochinteressante, von Einzelheiten über jeden möglichen Gegenstand vollgepfropfte Kulturgeschichte der Zwischenkriegsjahre ist *The Long Week-End* von Robert Graves und Alan Hodge (London, Faber, 1940).

An erster Stelle unter den Büchern, welche die äußere Erscheinung Englands festhalten, sei die vom Verlag Batsford, London, herausgegebene, das architektonische und landschaftliche Bild des Landes stark betonende, illustrierte Reihe genannt. Bände über die englischen Kathedralen, Landhäuser, Gasthäuser, die einzelnen Gegenden Englands, die englischen Universitäten, usw. bieten die wertvollsten Einblicke. Die bekannte *Britain in Pictures*-Serie enthält an sich gute Sachen, doch ist die gehäufte Verwendung alter Stiche und ähnlichen Bildmaterials mitunter zu bedauern. Als Schlüssel zu Flora, Fauna und Geologie Englands ist die neue, ebenfalls aus dem Collins-Verlag hervorgehende Bücherreihe *The New Naturalist* mit ihren Farbenphotographien sehr zu begrüßen.

Am Schluß unserer Aufzählung englisch geschriebener Werke kommen wir zu den für eine Kenntnis Englands vielleicht allerwichtigsten Titeln — gemeint sind die Werke, welche jeder gebildete Engländer gelesen hat. Es sind oft diejenigen, die dem ausländischen Leser am meisten Kopfzerbrechen verursachen. Mit Ausnahme der *Authorized Version* der Bibel, der Werke Shakespeares und der auch im Ausland verehrten Romanklassiker sind es seltsamerweise mehrheitlich Kinderbücher. Lewis Carrolls *Alice in Wonderland* (deutsch im Artemis-Verlag), Edward Lears *Book of Nonsense*, Kiplings *Jungle Books*, *Just So Stories* und *Puck of Pook's Hill*, A. A. Milnes *Winnie the Pooh*, die Bücher für die ganz Kleinen von Beatrix Potter, Kenneth Grahames *The Wind in the Willows* ... Was Dichtung anbelangt, darf vielleicht erwähnt werden, daß die Anthologie des *Oxford Book of English Verse* fast kanonische Bedeutung besitzt. Sie kann eventuell durch die Versabschnitte jener frisch-fröhlichen Sammlung *The Week-End Book* (auch Penguin-Reihe) ergänzt werden. Die mit deutschen Uebersetzungen versehenen Sammelbände von Hans Feist (*Ewiges England*, Amstutz Herdeg, Zürich) und Max Geilinger (*Englische Dichtung*, Huber, Frauenfeld) reihen sich hier würdig an.

In der Schweiz ist neben diesen beiden Anthologien in den letzten Jahren trotz einer ausgeprägten Anglomanie wenig über das allgemeine Thema England verlegt worden. Eher sind Bücher über einzelne, ganz spezielle Aspekte und Persönlichkeiten erschienen. Am wertvollsten unter derartigen neueren Erzeugnissen der Schweizer Verlage ist wohl das Buch von E. C. Wingfield-Stratford *Geist und Werden Englands* (Pan-Verlag, Zürich), ein Versuch, aus dem Ablauf der geschichtlichen Ereignisse die Konstanten englischen Schicksals herauszuarbeiten. Dieses Werk hat verdiente Beachtung und verdientes Lob gefunden. Es dürfen auch drei Reiseberichte hier verzeichnet werden, Max Geilingers *Wandertage in England* (Büchergilde Gutenberg, Zürich), Richard Seewalds *London* (Werner Claassen, Zürich) und Hans Schwarz' *For Ever* (Rascher, Zürich). Der erste enthält von der Landschaft und den Städten Englands eine kurze, aber erstaunlich vielseitige Wertung. Im Vorbeigehen werden auch soziale und andere Aspekte englischen Lebens erörtert. Das Buch erhebt nicht darauf Anspruch, ein vollständiges Bild zu geben, kann aber, soweit es geht, getrost als Begleiter genommen werden, denn es bedarf nur nebensächlicher Detailkorrekturen. Richard Seewald hatte das Glück, noch kurz vor dem Kriege London, Oxford und Cambridge als Gast des berühmten englischen Biologen Julian Huxley zu besuchen. Das Bleibende, das Geleistete im Leben Englands und seiner Millionenstadt haben in ihm einen feinfühlenden, geistesverwandten Interpreten gefunden. Die Kapitel über die Londoner Klubs, über Eton, Oxford und Cambridge und über Kultur und Kunst sind in ihrer leichten Art ausgezeichnet und auch zutreffend. *For Ever*, in erster Linie der Bericht über ein persönliches, sportliches Reiter-Erlebnis, bringt einige interessante Streiflichter über Verhältnisse auf dem Lande. Weniger zuverlässig sind die Angaben über London.

Diese Skizze einer Englandbibliographie hat notgedrungen das Traditionelle betont, und das ist kein Unglück, ist doch gerade die schweizerische Grundeinstellung ebenfalls eher traditionsgebunden. Doch mögen wohl verschiedene Leser dieser Zeilen ausrufen: «Es gibt doch auch ein England der ungelösten Gegenwartsprobleme, und nicht nur ein Muster-England! Das erstere ist aktueller und interessiert mich mehr. Was soll ich mit Eton und Balliol anfangen?» Ja, gewiß, aber das erstere England ist noch nicht geschichtlich faßbar geworden. Der beste Rat ist, eine der führenden englischen Wochenschriften, *Spectator* oder *New Statesman and Nation* (die eine konservativ, die andere linksintellektuell), regelmäßig zu lesen, dann die besten Romane der letzten dreißig Jahre, und zwar nicht immer diejenigen, die bei uns am meisten Erfolg haben (Forester, Cronin, Norah Lofts usw.), sondern die bedeutenderen Werke etwa von E. M. Forster, D. H. Lawrence, James Joyce (*Portrait of the Artist as a Young Man*), Norman Douglas (*South Wind*), Aldous Huxley, Christopher Isherwood, Evelyn Waugh, Graham Greene ... Nach dieser Lektüre werden unsere Interpellanten genügend über das englische *Malaise* unterrichtet sein, vorausgesetzt immerhin, daß sie mit offenen Augen, und nicht lediglich um die Zeit totzuschlagen, diese Bücher lesen.

*Henri Raymond Conrad*





# ARMSTRONG SIDDELEY

ENGLISCHER URADEL

An seiner hohen Dauerleistung
erkennt man ihn,
an persönlicher Linie
und vornehmer Ausstattung.

Um Jahre voraus,
dank moderner, genialer Bauart
und vieler Vorzüge.

Inspiriert vom bewährten
Flugmotor der «Hurricane».

Das Urteil eines
Armstrong-Siddeley-Besitzers
wird Ihnen den
Kaufentschluß leicht machen.

LIMOUSINEN
«Lancaster»

CABRIOLETS
«Hurricane»

COUPÉS
«Typhoon»

Sofort lieferbar.

**2 L. 70 PS 10 ST./PS**
Unabhängige Aufhängung der Vorderräder. Automatische Kupplung und Wilson-Vorwahlgetriebe. Leichte, selbstzentrierende Steuerung. Hydraulisch gesteuerte Ventilstößel. Hypoid-Hinterachsantrieb. Hydraulische und mechanische Bremsen. Eingebaute Wagenheber.

«Lancaster» Limousine mit vollautomatischer Kupplung und Wilson-Getriebe

Besichtigung und Vorführung durch die Generalvertretung der Schweiz





ZURICH
Ausstellung, Verkauf und Service
Limmatstr. 212, Telephon 25 76 75

Basel: CITY-GARAGE AG., bei Heuwage
Zürich: METROPOL-GARAGE AG., Bahnhofstraße 5
Bern: SCHLOSS-GARAGE THUN
Lugano: A. VARISCO & CO.

## Methode Gouin

...

Der Franzose Gouin hat ein dickleibiges Buch über das Erlernen von Fremdsprachen geschrieben. Auf persönlichen Erfahrungen fußend, tritt er mit Feuereifer für die direkte, den Umweg des Uebersetzens ablehnende Methode ein. Eine Fremdsprache soll so erlernt werden, wie ein Kind sich seine Muttersprache aneignet. Es hört die Namen der Dinge und lebenden Wesen, die sich seinen Sinnen zeigen, und versucht sie nachzusagen. Aehnlich ist es mit den Tätigkeiten und Eigenschaften, die es wahrnimmt. Also: Mama, Löffel, trinken, essen, gut, schlecht usw. Gouin meint nun, auch wir Aeltern, die wir bereits eine Muttersprache unser eigen nennen, könnten mit ungleich größerem Erfolg eine Fremdsprache erwerben, wenn jene dabei ausgeschaltet würde. Und so hat er denn eine Anzahl Lektionen zusammengestellt, wo dieses Prinzip durchgeführt ist. Die erste Lektion zeigt uns, wie man auf englisch, deutsch usw. oder sogar griechisch oder lateinisch eine Türe aufmacht und sie wieder schließt, in einer zweiten baut man ein Haus (mit Hilfe von Büchern), in einer andern zieht man ein Kleidungsstück an oder aus, usw. Alle diese Dinge können beliebig oft mit dem fremdsprachlichen Namen benannt werden, ohne daß ein einziges Mal die Muttersprache gebraucht werden muß.

Nach dieser Methode hatte Monsieur Poiré seine Muttersprache Französisch in einer großen Stadt Nordenglands unterrichtet. Er hatte Gouins Methode in wichtigen Punkten wesentlich vervollkommnet. Er glaubte bestimmt, daß sein Unterricht besonders geeignet sei, die Scheu, die viele beim Sprechen einer Fremdsprache empfinden, zu überwinden. Es kam ihm zustatten, daß er den Charakter der Einheimischen gut kennengelernt hatte. Poiré fand sie gutmütig, dem Humor sehr zugänglich und vor allem sehr vorsichtig. Waren sie aber einmal der Tüchtigkeit einer Person oder der Güte einer Sache gewiß, so hielten sie mit großer Treue und Zähigkeit an ihren Ueberzeugungen fest. In langen Jahren war es Poiré gelungen, sich in ihrem Vertrauen so zu festigen, daß er sich einer stets wachsenden Schülerzahl (Junge und Erwachsene) rühmen konnte. Als guter Psychologe verstand er es, die im Unterricht etwas schüchternen und doch empfindlichen Engländer richtig zu behandeln. Seine Kurse wurden von «Old Pupils» immer wieder besucht, und wie stolz waren sie, wenn sie in Gegenwart ihrer Landsleute ohne Hemmungen französisch sprechen konnten!

Es scheint nun, daß etwas von der Unternehmungslust und Geschäftstüchtigkeit der Yorkshire- und Lancashire-Leute auf ihn übergegangen war und daß er sein hübsches, durch Stundengeben erworbenes Vermögen durch eine kühne Geschäftserweiterung rasch zu vermehren hoffte. Poiré ging unter die Grossisten, das heißt er engagierte etwa zehn junge Leute, die ihre Muttersprache nach seiner Methode lehren mußten. Es waren fünf Franzosen, ein Italiener, ein Spanier, ein Deutscher und ein Schweizer. Der letztere war ich, angestellt natürlich, nicht um Schweizerisch zu lehren, sondern Hochdeutsch und Französisch.

An einem nebligen Oktobermorgen im Jahre 1897 berief Poiré seinen Lehrerstab zusammen, um ihm zu zeigen, wie er die Lektionen erteilt haben wollte. Bei dieser Unterweisung war er der Lehrer und wir vertraten seine Schüler. Der Unterrichtsgegenstand war das «Türöffnen», die zu erlernende Fremdsprache Französisch. Poiré erklärte uns nun, daß der Kern des Satzes das Verb, die Handlung sei. Beim Türöffnen seien die Handlungen durch Bewegungen wiedergegeben. Diese verschiedenen Bewegungen führte er nun aus, wobei er bei jeder Bewegung den französischen Namen dafür laut und deutlich aussprach.

Also: marche, approche, arrive, arrête. Um Eintönigkeit und Unklarheit zu vermeiden, verband er nun die Handlungen mit englischen (die angenommene Muttersprache der Schüler) Erklärungen, wobei er es aber scharf vermied, die französischen Wörter zu übersetzen. Zum Beispiel marche,

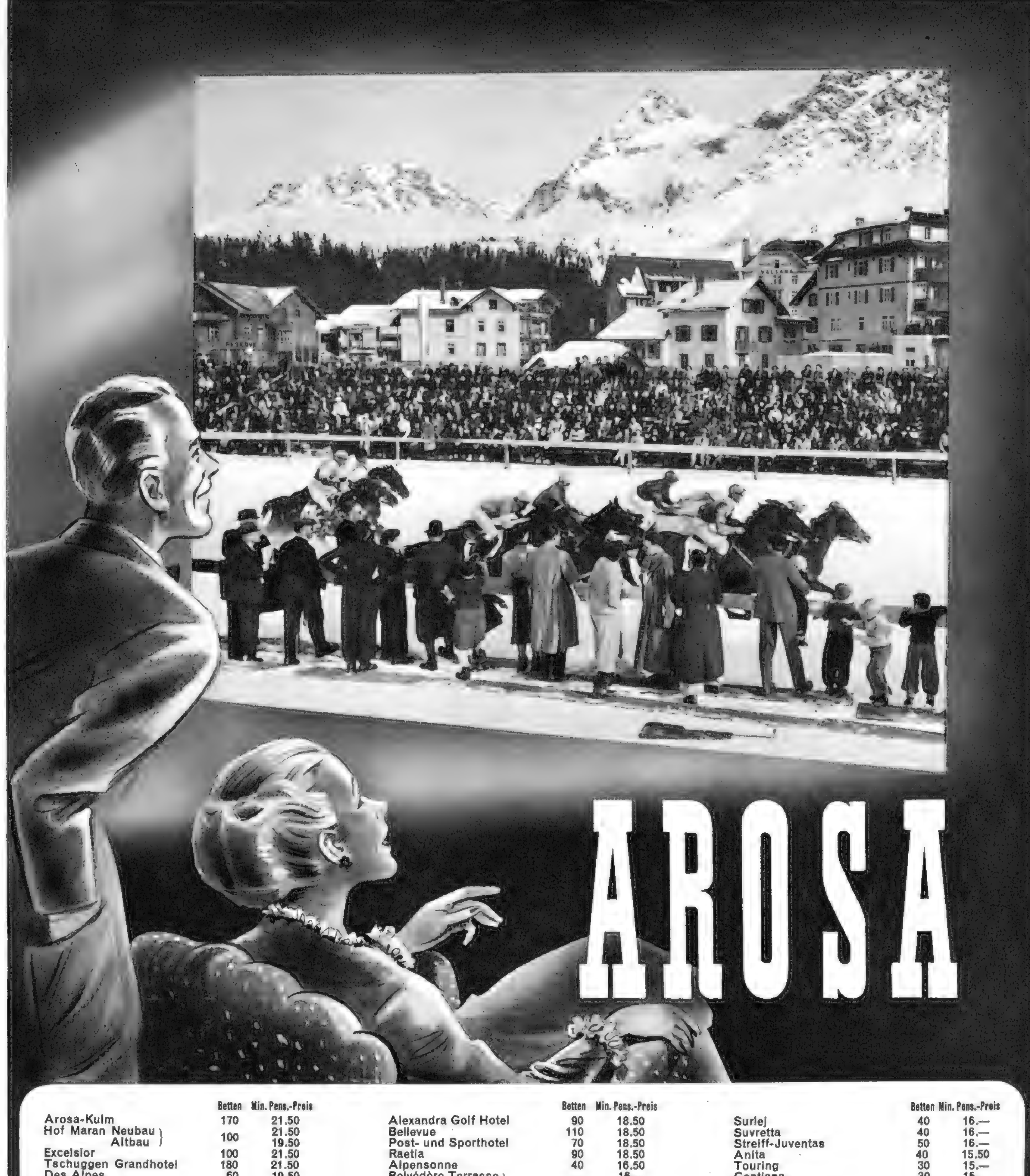
das kann ich langsam machen: marche —
das kann ich schnell machen: marche —
beobachten Sie meine Bewegungen: marche —

und so weiter. Je geschickter die Gesten und das Mienenspiel des Lehrers, um so besser gelingt das Einprägen der fremdsprachlichen Namen: marche, approche, arrive, arrête. Das wurde nun von uns wiederholt, zuerst im Chor, dann einzeln. Darauf wurde die ausführende Person den Verben vorangestellt. Dann kam das Reiseziel: la porte,

braungestrichen: la porte —
nur eine in diesem Zimmer: la porte —

Schließlich noch die Verhältniswörter: vers, de und à. Jetzt hat man den Satz beieinander: je marche vers la porte, je m'approche de la porte, j'arrive à la porte, je m'arrête à la porte.

Zwischen die wiederholten Wörter und Sätzchen fügte Poiré französische Redewendungen ein, die jeder Engländer ohne weiteres verstehen konnte. Zum Beispiel: Mesdames, nous voulons commencer, s'il vous plaît.




| | Betten | Min. Pens.-Preis |
|---|---|---|
| Arosa-Kulm | 170 | 21.50 |
| Hof Maran Neubau | 100 | 21.50 |
| Hof Maran Altbau | | 19.50 |
| Excelsior | 100 | 21.50 |
| Tschuggen Grandhotel | 180 | 21.50 |
| Des Alpes | 60 | 19.50 |
| Eden | 70 | 19.50 |
| Seehof | 110 | 19.50 |
| Valsana | 100 | 19.50 |

| | Betten | Min. Pens.-Preis |
|---|---|---|
| Alexandra Golf Hotel | 90 | 18.50 |
| Bellevue | 110 | 18.50 |
| Post- und Sporthotel | 70 | 18.50 |
| Raetia | 90 | 18.50 |
| Alpensonne | 40 | 16.50 |
| Belvédère Terrasse | 70 | 16.— |
| Tanneck | | 14.— |
| Merkur | 40 | 16.— |

| | Betten | Min. Pens.-Preis |
|---|---|---|
| Surlej | 40 | 16.— |
| Suvretta | 40 | 16.— |
| Streiff-Juventas | 50 | 16.— |
| Anita | 40 | 15.50 |
| Touring | 30 | 15.— |
| Gentiana | 30 | 15.— |
| Hubelsee | 30 | 13.75 |

Kursaal-Casino mit Boule-Spiel

Heizungs-Teuerungszuschlag je nach Kategorie Fr. 1.25 bis 2.—

Sporthotel-Vereinigung

**AUS DEM SPORT-PROGRAMM:**

**16. / 18. Januar** **AROSER SKI-MEISTERSCHAFT (international)**

**29. Jan. u. 1. Febr.** **Internationales Pferderennen**

**14. Februar** **Skisprung mit Olympiade-Teilnehmern**

**19. Februar** **Dreigipfel-Abfahrtsrennen (international)**

Oder: Messieurs, nous voulons répéter. Oder: C'est très bien, c'est magnifique, usw. Auf diese Weise wurde nun der ganze Akt des Türöffnens und -schließens durchgeführt, und dann wurde uns die maschinengeschriebene Lektion zum Studium in die Hand gedrückt.

Wie schon erwähnt, sollte Poirés Unternehmen in großem Stil durchgeführt, Filialen sollten in allen größeren Städten Nordenglands errichtet, und wir als Sendboten der neuen Methode mit ihren nicht zu überbietenden Vorteilen ausgeschickt werden. Zunächst mußte eine kräftige Propaganda am Hauptsitz Leeds der Handelswelt verkünden, daß in praktischen fremdsprachlichen Kenntnissen die Deutschen den Engländern weit überlegen seien und ihnen neue, überseeische Märkte erfolgreich streitig machten. Nur durch richtige Erlernung der Fremdsprachen sei die deutsche Konkurrenz niederzukämpfen. Keine Methode sei geeigneter, das Manko des Engländers an diesen Kenntnissen aufzuholen, als der im «Northern Institute of Languages and Commerce» gebotene Unterricht. Prospekte wurden gedruckt, und Sandwichmen paradierten durch die Straßen der Stadt und verkündigten, daß Monsieur Poiré und seine Lehrer in der Rathaushalle über das Thema sprechen und Musterlektionen geben würden.

Die im Halbkreis sich aufbauenden Sitze der Rathaushalle waren gedrängt voll, da offenbar Poirés aufstachelnde Worte den interessierten Kreisen Angst vor dem deutschen Gespenst gemacht hatten.

Gegenüber dem Publikum war ein erhöhtes Podium, das vorn durch ein Geländer vom übrigen Saal abgegrenzt war. In der Mitte des Podiums war das Rednerpültchen, an dem Poiré Platz genommen hatte. Hinter ihm im Halbkreis saßen seine Lehrer.

Nach einer einleitenden Rede, in der Poiré die schon erwähnten Argumente wiederholte, gab er eine brillante Lektion:

Je marche vers la porte, je m'approche de la porte, j'arrive à la porte, je m'arrête à la porte, j'étends le bras, je prends le bouton, je tire la porte, la porte s'ouvre, la porte tourne sur ses gonds, la porte s'ouvre de plus en plus, la porte est ouverte. Je sors, je me retourne, je tire la porte, je ferme la porte.

Dies alles sprach er mit sehr klarer, sonorer Stimme, mit rollendem R, blitzenden Augen und gewandten Gesten, kurz, er repräsentierte das Idealbild eines Romanen. Er schloß seine Rede mit der Bemerkung, daß Herr Hausknecht das Vergnügen haben werde, jetzt die Lektion auf deutsch vorzuführen. Die ganze Vorstellung verfehlte ihren Eindruck nicht. Ein begeisterter Applaus folgte. Nun muß man wissen, daß noch keiner von den frisch angestellten Lehrern nach der neuen Methode unterrichtet hatte. Poiré hatte uns einige Tage vorher mitgeteilt, daß er uns vielleicht auffordern werde, nach ihm die Lektion in der Muttersprache zu wiederholen. Da mir alles kinderleicht vorkam, hatte ich mir keine weitern Gedanken gemacht, sondern am Tage der Vorführung die Sache zu memorieren versucht und im stillen Kämmerlein eine Probe abgehalten, die, wie mir schien, befriedigend verlaufen war. Aber wehe, während Poiré noch seine Rede hielt, versuchte ich mir die einzelnen Phasen des Türöffnens der Reihe nach ins Gedächtnis zu rufen, doch es geriet mir alles durcheinander. Kaum hatte nun Poiré seine Rede beendigt, als ich halb betäubt nach vorne wankte, um meines Vorredners Platz einzunehmen.

Vielleicht war ich etwas zu früh vor das Publikum getreten, das, von Poiré begeistert, heftig weiterklatschte. Ich verbeugte mich und schien so den unverdienten Beifall einzustecken. Einige erfaßten die Komik der Situation, lachten und klatschten noch mehr. Dadurch ganz aus dem Konzept gebracht, verbeugte ich mich noch zweimal, mit noch größerem Erfolge. Poiré, offenbar etwas gereizt, sich so um seinen Lohn betrogen zu sehen, saß hinter mir und zischte etwas wie: imbécile, abruti. Dann begann ich meine Lektion: Ich gehe nach der Tür — ich nähere mich der Tür — ich komme bei der Türe an. Dabei war ich nach links gegangen und zum Geländer gekommen. Ich suchte nach dem nächsten Sätzchen, aber es wollte mir nicht einfallen. In meiner Verzweiflung sagte ich: Ladies and Gentlemen, Sie sehen, hier ist das Geländer und ich kann nicht weiter, also höre ich lieber auf. Darauf schlich ich mich unter schallendem Gelächter auf meinen Platz zurück. Als es ruhig geworden war, hörte ich eine feine Mädchenstimme von den obersten Sitzen: Poor Boy! Aber Poiré murmelte etwas anderes.

Hierauf erfolgte die Reklame in den andern Städten. Wie Handelsreisende klopften wir bei den prominenten Persönlichkeiten des Ortes an und stellten uns als Retter des englischen Handels vor.

Leider stand das wirtschaftliche Ergebnis in keinem Verhältnis zu den aufgewendeten Mühen und Mitteln. Der arme Poiré sah seine in langen Jahren erworbenen Ersparnisse dahinschwinden, und schon am Neujahr (1898) — ich war im Oktober angestellt worden — erhielt ich die Entlassung. Auch meine andern Kollegen traf das gleiche Los. Nur der Deutsche blieb, er hatte sich durchgesetzt und so gut bewährt, daß Poiré ihn behielt. Wie er mir mitteilte, hatte ihn seine Regierung auf ein Jahr beurlaubt und mit reichlichen Geldmitteln versehen zum Studium des Englischen über den Kanal geschickt. Meine französischen Kollegen beneideten ihn um eine so weitsichtige Oberbehörde.

Ich nahm von meinen Kollegen Abschied, bei denen ich unter dem Spitznamen «Little Switzerland» lieb Kind geworden war.

*E. Hausknecht*

## Wettrennen und Rennwetten im Jahre 1826

...

Das Rennen beginnt ziemlich pünktlich um 12 Uhr. Eine unabsehbare Grasebene mit feinem dichtem Rasen bewachsen, ist der Kampfplatz, wo verschiedene Distanzen, von einer ganzen deutschen Meile, als Maximum, bis zu $^1/_8$ und $^1/_{10}$ als Minimum, stets in gerader Linie durchlaufen werden. Diese Bahn ist gegen das Ende hin auf beiden Seiten mit Stricken eingefaßt, längs welchen außerhalb drei- und vierfache Reihen größtenteils ausgespannter Wagen stehen, die von oben bis unten, inwendig und auswendig mit Zuschauern besetzt sind. Am Ziele selbst befindet sich ein Bretterhäuschen, ungefähr wie die Schäfer in manchen Gegenden Deutschlands zu haben pflegen, auf Räder gestellt, so daß man es beliebig weiterrücken kann, wenn das Ziel verlängert oder verkürzt werden soll. Im diesem sitzt der Kampfrichter, um vermöge einer gegenüber eingegrabenen Stange genau visieren zu können, welches Pferdes Nase als erste in dieser Linie erscheint, denn oft entscheidet nur ein Zoll, und es ist eine sehr gescheite Politik und Hauptkunst der hiesigen Jockeys, die wahre Schnelligkeit ihrer Pferde so wenig als möglich zu verraten, sondern nur gerade so viel davon zu zeigen, als zum Gewinnen eben nötig ist. Sehen sie, daß sie keine Chance mehr haben, so bleiben sie lieber gleich ganz zurück, wogegen diejenigen, welche um den Sieg noch streiten, am Ziele immer nur sehr wenig auseinander sind. Das groteske Schauspiel eines Reiters, der, tausend Schritt zurück, noch immer wie eine Dampfmaschine mit Sporen und Gerte sich auf seinem Pferde abarbeitet, sieht man nur in Deutschland und Frankreich. Sind zwei Pferde völlig in gleicher Linie am Ziele angekommen, so müssen sie noch einmal laufen, was öfters vorfällt. Die englischen Jockeys bilden eine eigene Zunft und sind die besten praktischen Reiter, die ich kenne. Es sind immer möglichst kleine und schmächtige Leute, die sich durch künstliches Schwitzen, Purgieren usw. fortwährend so viel als möglich reduzieren.

In einer gewissen Distanz vom Ziele, nach dem Punkte des Auslaufs zu, steht, etwa hundert Schritt seitwärts, eine andere weiße Stange, the betting post genannt. Hier versammeln sich die Wettenden, nachdem sie vorher die Pferde in den Ställen, am Beginn der Bahn, satteln gesehen, und sich noch genau von allen etwa obwaltenden Umständen überzeugt, vielleicht auch den ergebenen Jockeys Winke erteilt haben. Für manchen mochte das, was hier vorgeht, von allem das befremdendste Schauspiel sein. Es hat, des Lärmens und verworrenen Schreiens wegen, viel Ähnlichkeit mit einer Judenschule, nur daß mehr Leidenschaft dabei sichtbar wird. Die meisten haben Taschentücher in der Hand, jeder schreit seine Anerbietungen aus, und wer sie annimmt, notiert sie mit jenem zugleich in sein Buch. Herzöge, Lords, Stallknechte, Spitzbuben, alles brüllt durcheinander und wettet miteinander, mit einer Volubilität und in Kunstausdrücken, aus denen ein Fremder ohne langes Studium nicht klug werden kann, bis plötzlich der Ruf ertönt: «Die Pferde sind abgelaufen!»

Schnell stiebt nun der Haufe auseinander, die Wettlustigen suchen sich aber wieder an den Stricken, die die Bahn einfassen, zusammenzufinden. Eine Menge langer Fernrohre, Operngucker, Lorgnetten sieht man, von den Wagen und Reitern aus, nach den von fern herankommenden Jockeys gerichtet. Mit Windesschnelle eilen diese immer näher, und einige Momente schwebt banges Schweigen über der bunten Menge, während ein Aufseher zu Pferde die Bahn freihält und jeden Eindringling ohne Umstände mit der Peitsche zurückzwingt. Doch nur Momente dauert die Ruhe, bald erhebt sich von neuem das wildeste Getümmel, lautes Jauchzen und Klagen, Fluchen und Beifallsgeschrei schallt von allen Seiten, von Herrn und Damen, herüber und hinüber. «Zehn gegen vier auf den Admiral, hundert gegen eins auf Putana, Smallbeer against the field (Schmalbier gegen alle anderen), Karo-Bube gewinnt usw.», hört man wütend von den Wettern schreien, und kaum hat man hie und da ein «Done» (es gilt) vernommen, so sind die edlen Tiere auch schon heran, im Nu vorbei, im zweiten am Ziele, und das Schicksal, oder Geschicklichkeit, oder Betrug haben entschieden. Starr sehen die großen Verlierer einen Augenblick vor sich hin, laut triumphieren die Gewinner, manche machen bonne mine à mauvais jeu, alle aber jagen jetzt schnell den Jockeys nach, um diese wiegen und die Pferde absatteln zu sehen, ob ihnen dort vielleicht eine vorgefallene Unregelmäßigkeit noch eine Chance gewähren möchte. In einer Viertelstunde beginnt mit andern Pferden dasselbe Spiel von neuem und wiederholt sich so sechs- bis siebenmal. Voilà les courses de Newmarket.

Aus «Briefe eines Verstorbenen» (1830/31) von Hermann Fürst von PÜCKLER-MUSKAU (1785–1871)

## „Der unsere ist ein

# HOOVER...

## nicht nur ein Staubsauger“



Ein Staubsauger saugt nur Staub und loses Zeug weg. Der Hoover-Reiniger leistet viel mehr — er klopft und bürstet die Teppiche zugleich. Gleichgültig, wie tief Schmutz hineingetreten ist, der Hoover holt ihn heraus. Dies verhütet, daß harter, scharfkantiger Sand auf dem Grund des Teppichs bleibt, die Fasern zerschneidet und die unansehnlichen, kahlen Stellen verursacht. Um den Teppich zu schonen und um ihn sauber und hygienisch zu erhalten, bestehen Sie darauf, einen Hoover zu bekommen.

Gehen Sie zum autorisierten Hoover-Händler. Verlangen Sie eine unverbindliche Vorführung.

**HOOVER-APPARATE AG., ZÜRICH,** Claridenhof / Beethovenstr. 20




ERHÄLTLICH IN DEN UHRENFACHGESCHÄFTEN






*Die Sicherung ...*

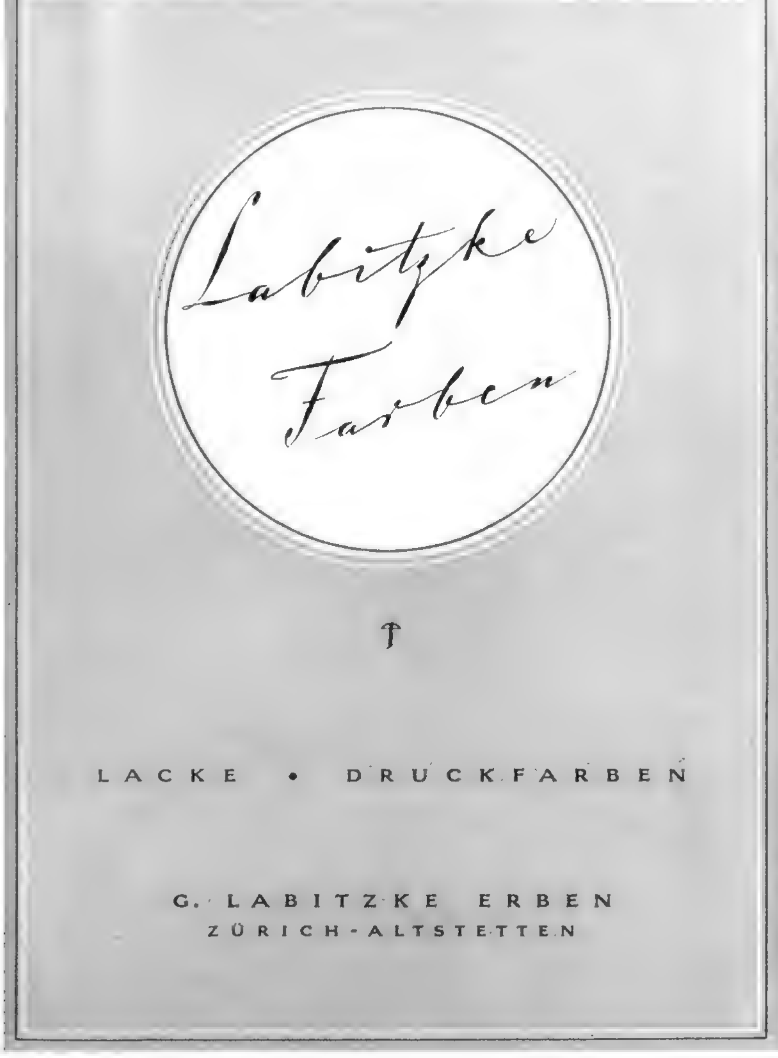
... schützt das Haus

*Die Lebensversicherung* sichert das Alter und die Familie




SCHWEIZERISCHE
LEBENSVERSICHERUNGS-GESELLSCHAFT
IN BASEL




# Was ein großer Schweizer in England sah

...

Daß *Albrecht von Haller*, einer der führenden Geister des 18. Jahrhunderts, mit seinem Gedicht «Die Alpen» einer neuen Naturdichtung die Bahn brach, weiß fast jeder; daß er jahrelang in Göttingen zum Ruhm der Universität als Anatom, Mediziner und Botaniker wirkte, wissen viele; daß er später in Bern in die politischen Geschicke einzugreifen versuchte, wissen einige; daß er aber auch einer in der unabsehbaren Reihe der Schweizer Englandfahrer war, wissen die wenigsten. Zwar dauerte der Besuch nur von Ende Juli bis Ende August 1727, und der Besucher war erst 19 Jahre alt. Dennoch staunt, wer seine Aufzeichnungen liest, über die reiche Fülle seiner Beobachtungs- und Erlebnisfähigkeit. Es wäre der Mühe hundertfach wert, den Nachwirkungen dieses Besuches in Hallers dichterischen, wissenschaftlichen und politischen Werken nachzugehen. Wir müssen uns damit begnügen, aus seinen Bemerkungen über Menschen, Landschaften, Bücher, militärische, hygienische, moralische, politische, religiöse Zustände usw. einige wenige Stellen herauszugreifen, ihrer Frische und Lebendigkeit noch mehr als ihres historischen Wertes wegen. Einige stammen aus einem von Haller überarbeiteten Tagebuch (1883 von L. Hirzel in Leipzig herausgegeben), andere aus den Reisenotizen selbst (herausgegeben von E. Hintzsche unter dem Titel «Albrecht Haller, Tagebuch der Studienreise nach London, Paris, Straßburg und Basel . . .», Paul Haupt, Bern 1942).

London, eine der größten Städte der Welt und die größte von Europa, liegt in einer fruchtbaren großen Ebene, doch etwas hoch, an der Themse. Man entdeckt sie von Weitem nach Mittag fast gar nicht, weil sie von einem wolkengleichen Rauche bedeckt wird. Die Eingänge sind kothigt und schlechte Gassen, das Pflaster ist unleidentlich wegen denen wunderlichen Steinen und vielen Gekarrens, doch ist diß in den meisten Gassen gut, daß nahe an den Häusern mit Pfählen ein gewisser Plaz für die Fußgänger abgezeichnet ist, daß sie nicht, wie in Paris, in beständiger Gefahr sind, zertretten zu werden von der Menge der Kutschen und Pferden.

Die Kaffeehäuser sind der Zeitvertreib eines großen Theils von Engelland. Viele thun auf der Welt nichts, als von einem ins andere seine Grillen hintragen. Hier liest man Tausenderley Zeitungen, maßen alle Tage unterschiedliche zu London gedruckt werden, ohne die fremde. Ueber die darin enthaltenen Zufälle zanken sich die tiefsinnigen und spitzfündigen Engelländer und reden so frey von denen Hofsachen, als wären sie zu Bern.

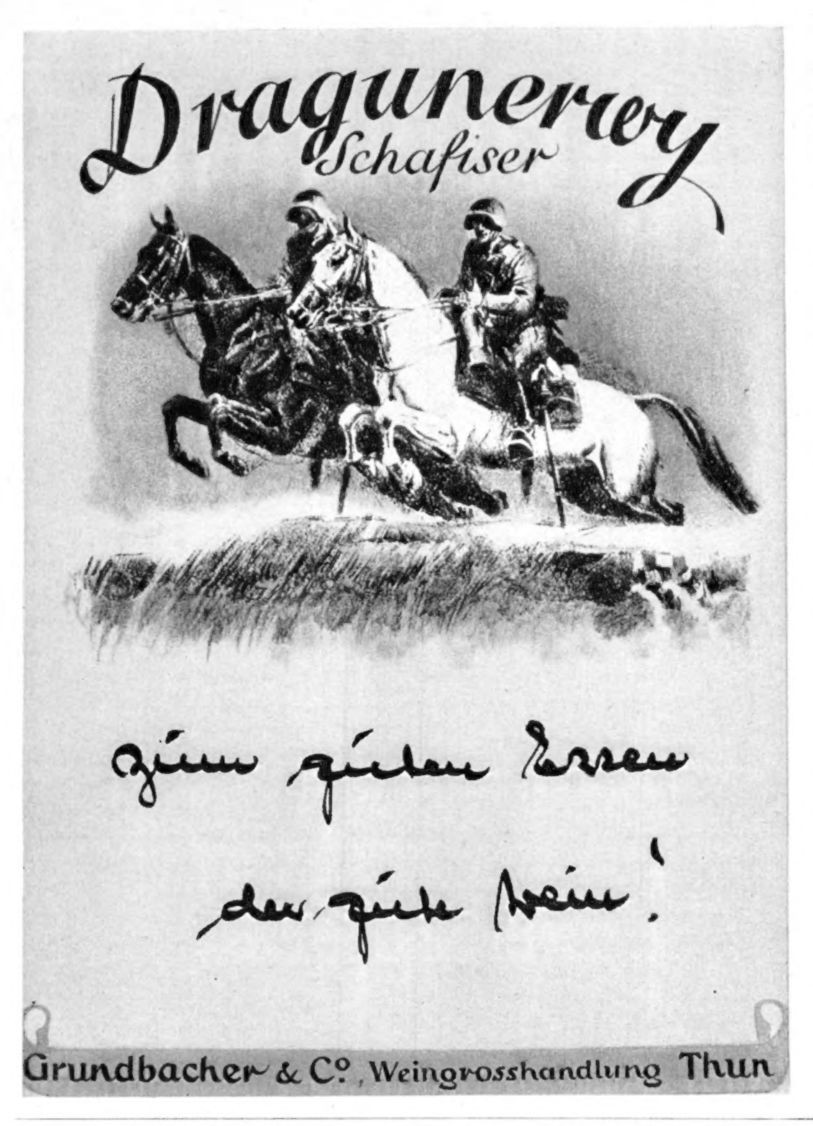
Ging mit Hrn. Weiß nach dem Tower. Wir nahmen ein zweirudrigt Schifgen, auf welchem wir neben einigen andern mit Weibern fuhren, da dann unsere Leute ihnen allerhand Zoten nachschrien, denn wider mündliche Beleidigungen auf der Themse schützt kein Recht. Carl II. war ein großer Liebhaber dieser Freyheit, und warfe in die Wette Zoten um sich, welches ihn beym Volke sehr beliebt machte. Doch die Schiffer müssens theuer genug bezahlen, wann die Krone eine Flotte nöthig hat, dann da werden auf der Themse alle Bootsleute, so nicht ausdrükliche Schuzbriefe haben, gepreßt und auf die Schiffe geschleppt.

Oxford ist ein zimlich großer und wolgebauter ort. Die Collegien, darin die Studenten wohnen, sind alle sehr schön und von gevierdten Steinen aufgeführt.

Jeder Student wählt sich einen Professoren zum Tutor und giebt ihm monatlich ca. . . . (Die Zahl fehlt im Original.) Guineas, der ihn in seiner Fakultät underweist. Sodaß wolfeil da zu leben ist. Sie müssen aber hingegen, die Studenten, 9 uhr abends nach Hauß kommen unter Geltstrafe und deß Tages viermal in der Cappel bitten, denn jedes Colledge hat seine eigene. Die Studenten müßen meist schwarz gehn und, wo sie Magister, eine vierekte müze tragen, die wie ein Teller ist. Die Professors dürffen sich nicht verheyrathen, wo sie nicht Chef des College sind. Doch sie halten sich Weiber, die ordentlich getraut sind, wiewol es nicht bekandt gemacht wird. Die Studenten kriegen Stubenarrest oder werden ob causas majores (in schwerwiegenden Fällen) entlassen, in welchem Falle sie zu Cambridge auch nicht angenommen werden.

Zu James Douglas in covents garden. Es ist ein ernsthafter 50jähriger magrer man, der sehr viel Geist sehn läßt, in großer praxis stekt und viel gelt macht. Er wies mir gleich anfangs ein Seeleton mit bossel (Buckel), das das Einige gute ist, das man noch gesehn. Hierauf kamen wir in seine kammer, wo es excessable stinkt wegen denen vielen Seeletis naturalibus. Es ist keine Section (hier im Sinne von Schnittrichtung gebraucht) zu erdenken, die er nicht gemacht. Hierauf sah einige seiten seiner Osteologie (Werk über die Knochenlehre). Er wird eine Infinität Stiche machen, die nicht so splendid als Cheseldens, aber viel gelehrter sind.

Dover ein mittelmässig ort zwischen drey Berge am meere wie ein halber mond gebaut. Hier wird alles examinirt was auß dem reich muß, doch nicht sonderlich exact. Wir arretirten das Schiff von Captyn Campon, konten aber wegen waßer nicht eher weg als um 8 uhr. Ging mit H. Gronovius nach dem schloß. Es liegt auf einem breiden Berge und ist sehr weitläufig, artig fortificirt mit Thürmen, mauren usw. Man läßts aber zu grunde gehen sodaß aufm obersten Donjon schafe angetroffen. Sonst ist kein einwohner da als etliche Weiber am thore.


Dragunerey
Schafiser
zum guten Essen
den guten Wein!
Grundbacher & C°, Weingrosshandlung Thun


ZERMATT
1620 Meter über Meer
Immer empfangsbereit als Wintersportplatz im sonnigen Wallis, als Wanderzentrum, als hochalpiner Sommerkurort und als Stätte des Friedens und der Erholung. Prospekte durch die Reise- und Verkehrsbüros.
FERIENTAGE IN ZERMATT SIND GLÜCKLICHE TAGE

# Englische Studenten geben Auskunft

Als man Mark Twain eines Tages eine Zeitung brachte, die von seinem Ableben zu berichten wußte, bemerkte er: «Reichlich übertrieben.» Aehnlich ergeht es dem Engländer, wenn sein Volk von gewissen Betrachtern als eine erledigte Größe hingestellt wird. Es hat in Tat und Wahrheit das Vertrauen zu sich selbst durchaus nicht verloren.

Als im Jahr 1945 entgegen allen Erwartungen im Parlament eine sozialistische Mehrheit errungen wurde, war dies zum guten Teil das Werk der jungen Soldaten aller Waffengattungen. Heute suchen diese jungen Menschen sich im Zivilleben wieder zurechtzufinden und strömen, ermutigt durch großzügige staatliche Hilfe, in bedeutender Zahl den Universitäten zu. Sie unterscheiden sich beträchtlich von ihren Vorgängern der dreißiger Jahre. Das rührt nicht bloß daher, daß sie 25 Jahre alt sind, während jene damals 19 waren; großenteils ist es eine Folge der Bildungsarbeit im Heer, denn sie hat die Kenntnis der englischen und der Weltpolitik sowie die Diskussion darüber mächtig gefördert.

Im abgelaufenen Jahr wollten 1700 junge Leute in die London School of Economics and Political Science eintreten. Nur für 400 war Platz vorhanden. Dieser Zudrang (namentlich zu den philosophischen und politisch-nationalökonomischen Fächern) ist eine allgemeine Erscheinung an englischen Universitäten. Diese Tatsache allein scheint schon zu erhärten, daß in der jungen Generation ein Zukunftsglaube und eine Energie wach sind, die wenig zu tun haben mit den Meldungen über englische Dekadenz, welche die kommunistischen Parteien Europas oder Zeitungen wie die «Chicago Tribune» so gern verbreiten. Wie man den Antworten auf einige Examensfragen entnehmen kann, haben die Nachkriegskrisen diesen Zukunftsglauben wenig erschüttert. Im folgenden unterziehen wir diese und andere Antworten (sie beziehen sich auf Fragen über Kunst, Literatur, Musik, Film und soziale und politische Probleme) einer kurzen Untersuchung.

Die Antworten über die schönen Künste waren eher enttäuschend. Die meisten Kandidaten hatten gar keine Beziehung zur Malerei, und leider erwiesen sie sich auch über literarische Dinge als nicht sehr gut informiert — anders als die Generation von 1939. Gelegentlich zeigte jemand Begeisterung und Verständnis für einen Autor, nicht unbedingt für einen englischen — die beiden besten Antworten bezogen sich auf Kafka und Thomas Mann. Dagegen waren alle leidenschaftlich für Musik interessiert. Denkt man an das Schaffen unserer heutigen Komponisten, an die Begeisterung unserer Studenten und den sich stets läuternden Geschmack, so scheint dies alles auf ein im Kommen begriffenes neues großes Zeitalter der englischen Musik hinzudeuten. «Ich war mit der Meinung aufgewachsen», schreibt ein Emigrant, der in der englischen Armee diente, «die Engländer hätten für Musik rein nichts übrig. Aber als ich sah, daß englische Soldaten, die eben aus dem Kampf zurückkamen, in einer verlassenen Hütte der Musik Bachs und Mozarts lauschten und nicht genug davon hören konnten, mußte ich meine Anschauung ändern. Diese Soldaten sind typisch für die heutige englische Jugend.»

Ueber das Theater wurde nichts Wesentliches ausgesagt, aber dem Film gegenüber zeigte sich eine ganz neue Aufmerksamkeit. Die Kriegsjahre zeitigten die Schaffung einer künstlerisch reifen britischen Filmindustrie, ferner gewann der kontinentale Film viele neue Freunde. Man beginnt Filmkunst verständnisvoller zu genießen als je vor dem Krieg.

Am meisten Interesse fanden soziale und wirtschaftliche Fragen. Die Wirkungen der britischen Kolonialpraxis, die gemeinsame Erziehung der Geschlechter in den Schulen, die Entnazifizierung in Deutschland, die Aussichten einer dritten politischen Partei in den Vereinigten Staaten, die Politik der Vollbeschäftigung und die Gewerkschaften, die Zukunft Oesterreichs und so weiter: so weit spannten sich die Fragen; daneben wurden allgemeinere Probleme über das Wesen der Geschichte, die Idee des Fortschritts u. a. behandelt. Allerdings fielen die Bearbeitungen dieser allgemeineren Probleme im ganzen unbefriedigend aus. Das Interesse galt vor allem den konkreten, praktischen Fragen von heute. Dieser Realismus war nicht spielerisch-ironisch gefärbt; dahinter stand einfach die Bereitschaft, sich den Tatsachen und Problemen freudig zu stellen.

Auch wenn der schriftliche Ausdruck oft zu wünschen übrigließ, trat doch ein sachkundiger Menschentypus zutage. Auch ohne den Wortschatz des Fachmanns zu beherrschen, hatten die meisten Kandidaten die Bedeutung der durch Lord Keynes herbeigeführten Umwälzung im nationalökonomischen Denken begriffen. Die Fragen der Kohlenproduktion, der Exportsteigerung, der Dollarknappheit wurden nicht als unlösbare Probleme empfunden. Selbst die Zweifler unter den Kandidaten verkannten doch nicht den positiven Sinn der Verwandlung Englands in einen modernen Sozialstaat, durch die es heute hindurchgeht. Niemand äußerte Befürchtungen, daß die Kosten zu hoch ansteigen könnten oder daß die Initiative des Einzelnen zerstört würde*. Vom Wert der Erziehung waren alle überzeugt. «Wenn wir jetzt das Alter der Schulentlassenen heraufsetzen», schrieb einer, «mag diese Maßnahme dem Land zwar einen Jahrgang jugendlicher Arbeitskräfte kosten, aber sie wird uns in Zukunft bessere Arbeitskräfte und bessere Staatsbürger geben.» Auch in dieser Haltung drückt sich ein starker Zukunftsglaube aus. Unsere Kandidaten verwerfen den Marxismus durchaus. «Der Erfolg der Labourpartei und unsere innenpolitischen Maßnahmen bilden eine kräftige Antwort auf den Marxismus in der ganzen Welt», schreibt einer.

Trotzdem sind unsere Kandidaten keine Sowjetgegner. Sie fürchten eine rußlandfeindliche Politik und sind der Meinung, daß einzig die Politik des Kremls die Freundschaft zu der USSR. trübe. Einen Krieg mit Rußland kann man sich nicht vorstellen, wie man denn überhaupt für die nahe Zukunft keinen Krieg erwartet.

Unsere Studenten sehen deutlich, daß Englands politische und wirtschaftliche Weltstellung eine andere geworden ist. Aber für sie ist das eine positive Aufforderung und nicht ein Grund zur Verzagtheit. Einige schämen sich der Geschichte unseres Weltreiches, andere sind stolz auf sie. Aber keiner erwartet vom Empire, daß es so weiterdaure wie in der Vergangenheit; neue Formen politischer Zusammenarbeit heißt man willkommen. Keiner regt sich auf über das, was mit unserm Prestige geschieht, wenn Burma den Reichsverband verläßt oder wenn Kanada seine Beziehungen zu den Vereinigten Staaten verbessert. Ueberhaupt zeigt sich eine erfreuliche Fähigkeit, das Unwesentliche beiseite zu lassen und dem Wesentlichen sich mit Energie zuzuwenden. Keiner hofft auf eine apokalyptische Revolution. Eine Ueberfülle von Problemen gehört organisch zum Leben, dessen ist man sich bewußt sowie der Tatsache, daß man ihnen mit Sachkenntnis, freier Diskussion und konstitutionellen und sorgfältigen Planungsmethoden zu Leibe rücken kann.

Unsere frohlockenden Feinde und unsere bekümmerten Freunde tun gut daran, die psychologischen Tatsachen genau ins Auge zu fassen, ehe sie zum Schluß kommen, England sei erledigt. Wenn so viele Menschen der jungen Generation politische Reife zeigen, ob sie rechts oder links stehen, und zugleich ihre ganze jugendliche Hoffnungsfreude bewahren, wenn sie bereit sind, Rassen, Religionen und Parteien zu dulden, dann ist nicht anzunehmen, daß eine solche Nation untergeht oder verkümmert.

*Donald G. MacRae*

* Die Oxforder Studenten sprachen sich in ihrer Union Debating Society kürzlich zwar mit 469 gegen 224 Stimmen gegen die Labourpolitik aus. Eines der vielen englischen Sicherheitsventile gab Laut. Unser Gewährsmann hat seinen Aufsatz vorher verfaßt. Anm. d. Red.

...

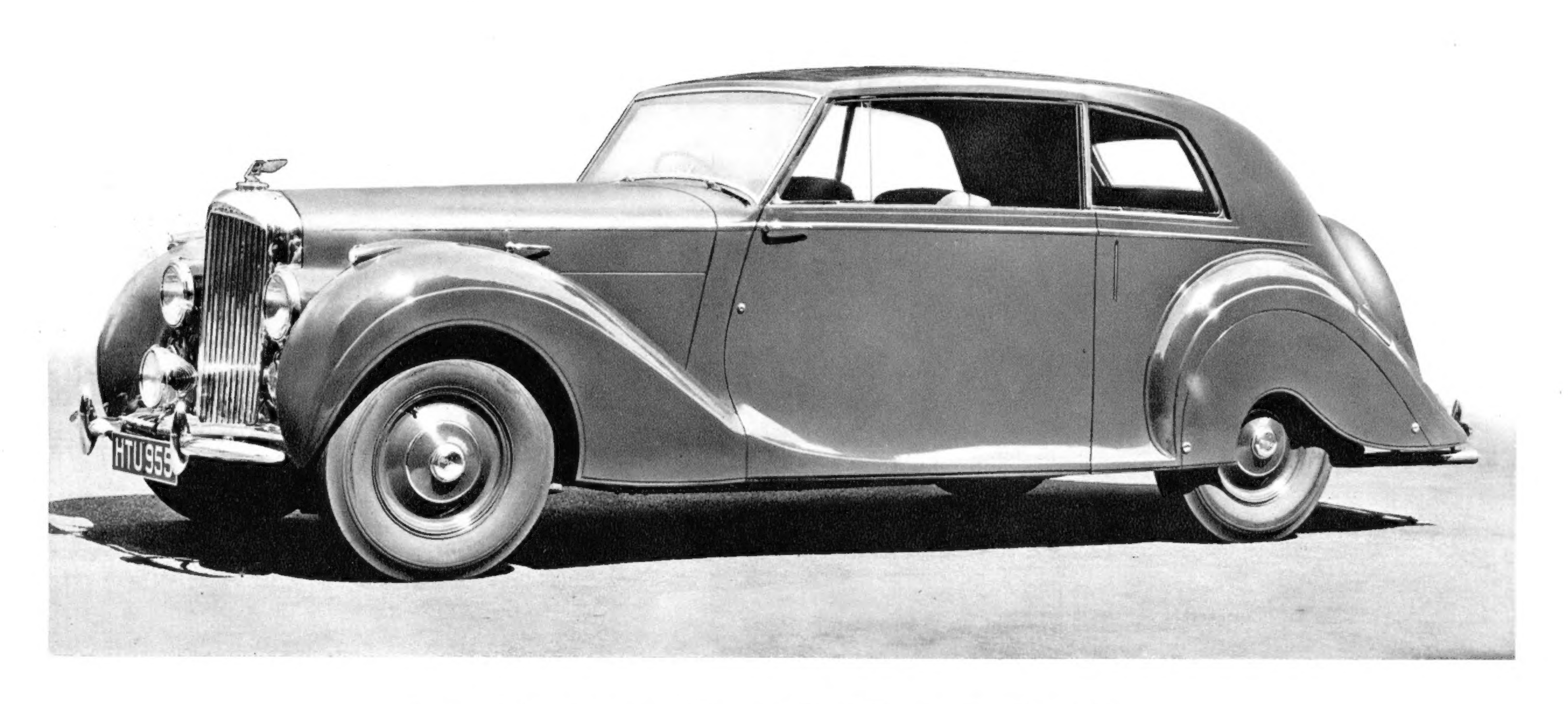
## Notiz über den Photographen F. J. Mortimer

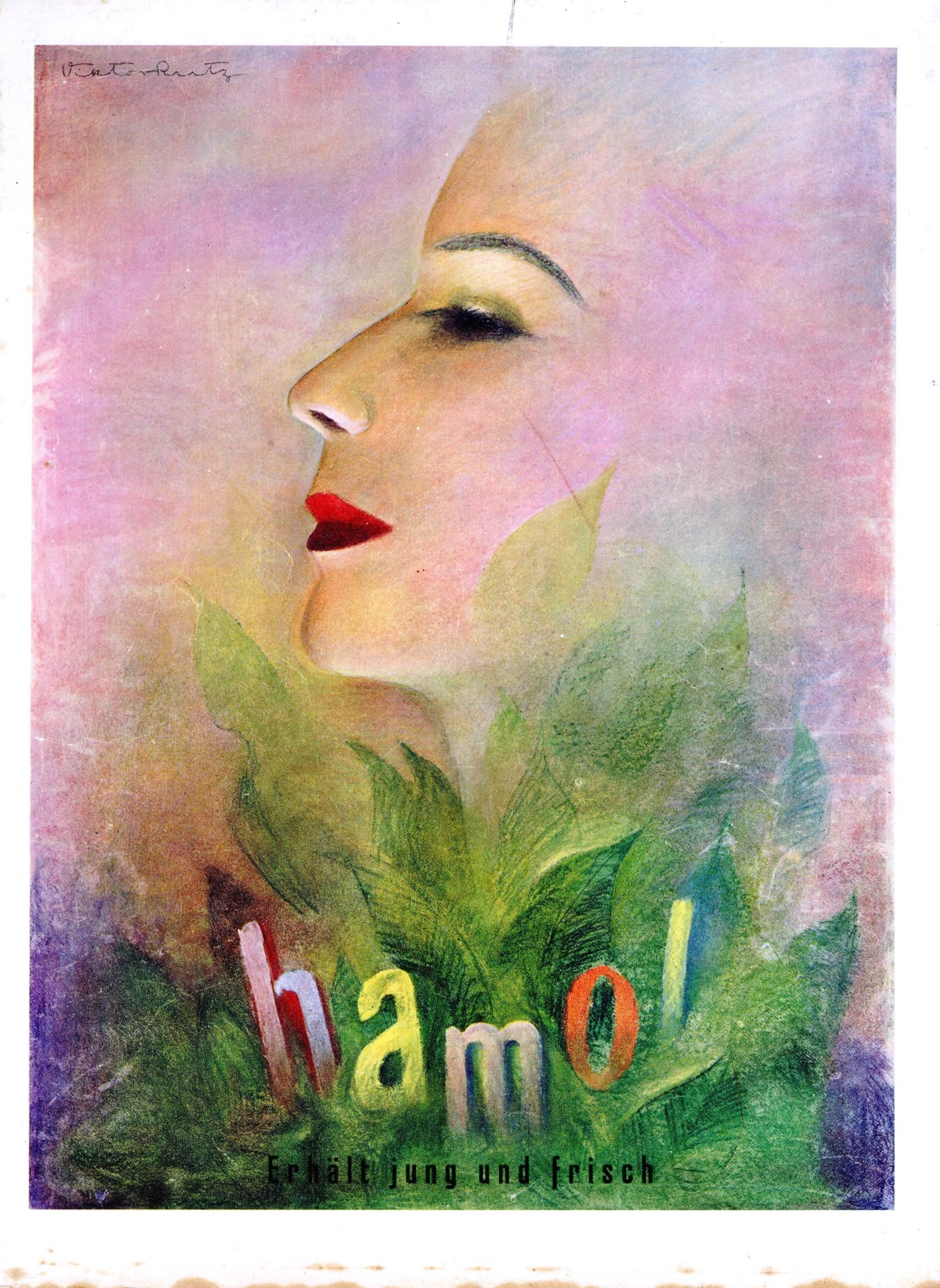
F. J. Mortimer war früh schon dem Zauber des Meeres verfallen und wurde der erste englische Photograph, dem es gelang, das Großartige des bewegten Ozeans im Bild packend wiederzugeben. Während die meisten Meer-Photographen nasse Füße eher scheuen und vom trockenen Land aus ihre Aufnahmen machen, fuhr Mortimer mit Bergungsmannschaften und Küstenwachen im kleinen Boot in die Stürme hinaus oder suchte, in den Riffen mühsam um festen Stand kämpfend, die sich heranwälzenden Wogen in ihrer ganzen Bewegtheit auf die Platte zu bannen. Die glatte See kümmerte ihn wenig. Er liebte das Meer dann am meisten, wenn es dem Photographen am allerwenigsten Zeit ließ, gelassene Anordnungen zu treffen. Der Geist muß schneller arbeiten, als die Welle sich bewegt, sagt Mortimer. Als ein Erfahrener wußte er, daß von Zeit zu Zeit unter den Wellen solche auftauchen, die eine Wellen-Grundform in höchster Vollendung darstellen. Er pflegte ihr Kommen vorauszusagen, auf sie wartete er, eingehüllt in eine Oelhaut, den Südwester auf dem Kopf, die Beine in Seemannsstiefeln, bereit, den Moment zu packen, wo der Wellenkamm überschlägt oder wo die gewaltigen Wassermassen sich schäumend an den Felsen emporwerfen und weniger als eine Sekunde lang wie aufgehängt in der Luft schweben.

Nicht an allen Stellen einer Küste läßt das Meer seine ganze Gewalt spielen. Für England gilt, daß die eigentlichen Sturmküsten im Süden und Südwesten liegen, dort, wo der Atlantik seine breitesten Wogen heranrollen kann, und vielleicht erreicht das Pathos der See in Cornwall seinen Höhepunkt, wo nur wenig dämpfender, sandiger Strand zwischen dem Wasser und den trotzigen Felsmauern des Landes liegt und die beiden Urmächte Land und Meer einander unmittelbar gegenüberzustehen scheinen. Vom Oktober bis in den April ist große Sturmzeit für diese Küsten.

Hier pflegte unser Photograph zu stehen, die Lederschlaufe der durch ein Oeltuch geschützten Kamera um die Hand geschlungen, den gespannten Blick auf den Drahtrahmensucher gerichtet, manchmal wie ein Bergsteiger gesichert durch ein Seil, das ein Gefährte vom sicheren Stand aus hielt. Unter solchen Umständen ist das Bild entstanden, mit dem wir dieses England-Heft eröffnen.

Bx.


HTU 955


hamol
Erhält jung und frisch